

Albert Rösti auf Pöstli-Pirsch, Operation Libero will die Burka retten

Nummer 6 – 10. Februar 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Liebeserklärung an einen Kampfjet

Edler Ritter der Lüfte: Der F-35 ist einfach fabelhaft.

Alex Baur

Mein Rat an junge Frauen

Gestaltet euer Leben und gründet eine Familie. *Jordan Peterson*

Scholz und der Kreml

Warum der Kanzler im Ukraine-Konflikt so passiv bleibt.

Hubertus Knabe

Erotik des Todes
Tom Kummer
im intimen Gespräch
mit Thomas Mann



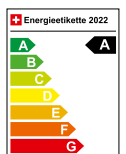
DER NEUE PEUGEOT 308

Unique

Neues PEUGEOT i-Cockpit® – Brandneues Infotainmentsystem
Bis zu 60 km Reichweite im elektrischen Modus



Abgebildetes Modell: Neuer PEUGEOT 308 GT Pack HYBRID 225 e-EAT8, CO₂-Emissionen (kombiniert: 33 g/km), kombinierter Verbrauch (WLTP): 1.4 l/100 km, Energieeffizienzklasse: A. PEUGEOT empfiehlt Total Energies.



Jimi Hendrix ist die Rettung

Als ich diese Zeilen schreibe, beginnen in Berlin die Filmfestspiele. Das Kino weist den Fluchtweg aus der Pandemie. Während sich die deutsche Politik im Wirrwarr ihrer Anordnungen längst verloren hat, kann die Berlinale, ich bin sicher, den ersehnten Durchbruch zurück zum vollen Leben bringen. Die Kultur ist stärker als die Politik. Das Kino knackt den Corona-Kerker.

Die letzten beiden Jahre haben uns zu Sklaven des Staates, zu Gefangenen der Politik gemacht. Viele fanden das notwendig, immer mehr sind der Ansicht, jetzt ist es genug. Alle aber sind froh ausser einigen Gesundheitsexperten und -politikern, die dank der Pandemie zu modernen Schamanen aufstiegen, dass es nun zu Ende geht. Wir leiden kollektiv an einer Überdosis Politik.

Mit am schwersten erwischt hat es die Wirte, unsere wahren Sozialarbeiter, aber auch die Künstler und die damit eng verbundenen Veranstalter der Kultur. Den Künstlern und Impresarios drehten die Regierungen den Lebensatem ab, sie mussten künstlich beatmet, endgültig fremdfinanziert und am Leben erhalten werden. Es fühlt sich an wie nach einer Bombardierung. Den Trümmern entsteigen tastend und wankend die Überlebenden. Wer traut sich als Erster auf die Bühne?

Jetzt schlägt die grosse Zeit der Kultur. Davon bin ich überzeugt. Die Kultur ist die Rettung, die Antwort, das grosse Angebot der Versöhnung nach der fiebrigen Gereiztheit, die sich im Gefolge der Covid-Diktatur wie ein Krebsgeschwür verbreitet hat. Unsere Gesellschaften durchziehen Schützengräben, das Napalm der Aggressionen frisst am Gewebe unserer Zivilisation. So viele Gräben und Gegensätze waren selten, vielleicht nie. Entspannung ist gefragt. Die Lösung liegt in der Kultur.

Politik ist institutionalisierter Streit. Wo Politik ist, zerfallen die Menschen in Gruppen, Lager, Gleichgesinnte, Gegner, Freunde, Feinde. Covid brachte den Vorstoss der Politik in unsere Familien, in unser Zuhause, in

unsere Körper, in die Atemwege. In die intimsten Beziehungen pflügte sie sich hinein. Wir gingen mit der Regierung ins Bett und wachten am Morgen mit der Regierung wieder auf. Ohne die Erlaubnis der Behörden durften wir nicht mehr raus. Unser Leben gehörte dem Staat.

Davon haben die Leute die Nase voll. Davon habe ich die Nase voll. Ich stelle fest: Noch nie war mein Interesse an, nein: mein Hunger auf

Wir brauchen, dringend, eine Booster-Impfung der Kultur.

Film, Literatur, Musik, Kunst und Kino grösser. Ich sehne mich nach Büchern, Filmen und Stoffen, die mich mit Politik verschonen, von Politik befreien. Ich will eintauchen in den unerschöpflichen Reichtum unserer Kultur, in die Schatztruhe der Menschheit, die uns helfen, stärken und inspirieren kann, den Wahnsinn der letzten beiden Jahre hinter uns zu lassen.

Vor Weihnachten war ich in Regensburg. Durch Zufall stolperte ich in eine Anti-Corona-Demonstration. Einer der Protestierenden, Achtundsechziger, erzählte mir, er habe früher Konzerte organisiert. Sein eindrücklichstes Erlebnis sei der Auftritt des Gitarristen Jimi Hendrix gewesen. Hinter einem Polizeikordon demonstrierte die Gegenseite, die Antifa. Ich fragte einen Teilnehmer, ob er Jimi Hendrix kenne. Er bejahte und strahlte: «Einer meiner Lieblingskünstler.»

Jimi Hendrix ist die Lösung, und die Kultur ist unsere Rettung. Wenn alles auseinanderklafft und sich die Lager feindselig belauern, können uns Musik, Kunst, Literatur daran erinnern, dass wir alle aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, ein Herz haben, empfinden, uns in andere Menschen nicht nur hineindenken, sondern auch hineinfühlen können. Dank der Kultur begreifen wir nicht nur, sondern spü-

ren es, dass wir nicht alleine sind und dass uns etwas verbindet.

Zu viel Politik bedeutet: zu viel Ernst, zu wenig Humor, zu wenig Freiheit, zu wenig Vielfalt, keine Leichtigkeit, stattdessen Senkblei, Spaltung, Zerklüftung, Monotonie und Einfalt überall. Die Menschen müssen schleunigst befreit und entkrampft, von der Pandemie der Politik geheilt werden. «Free your mind and your ass will follow», sang 1970 die US-Band Funkadelic, befreie deinen Geist, dein Hintern wird folgen. Richtig. Wir brauchen, dringend, eine Booster-Impfung der Kultur.

Vor Corona war die Kultur das Echo des Zeitgeists. Freiwillig, allzu willig stellte sich der Betrieb in den Dienst der Politik, der tonangebenden Mehrheiten, der zermürbenden Tendenz, aus allem und jedem eine Weltanschauung, ein moralisches Traktat, eine Mahnung, einen Peitschenhieb zu machen. Vergessen ging, dass in der Schatztruhe der Menschheit weit grössere Kostbarkeiten lagern. Kultur ist mehr als Zeitgeist, mehr als Belehrung, weit mehr als Politik.

Kultur ist das Wunder des Menschen, der Vielfalt des Lebens, der immerwährende, scheiternde Versuch, hinter das Rätsel unserer Existenz zu kommen. Vor allem aber eröffnet die Kultur Auswege aus dem Gefängnis unseres Ichs. Kultur befreit, weil sie uns mit der Möglichkeit konfrontiert, die Welt auch ganz anders zu sehen, ganz anders zu empfinden.

Nicht die Politik wird die Pandemiepolitikgeplagten Gesellschaften, die aus ihren Privatbunkern steigenden Menschen wieder zusammenbringen. Aber der Kultur traue ich es zu. Nach zwei Jahren Dürre, Elend, Depression kommen auf die Musiker, auf die Künstler, Performer, Entertainer und Veranstaltungszampanos goldene Zeiten zu. In jeder Hinsicht. Sie verkörpern das, was uns vielleicht am meisten gefehlt hat. Erst jetzt merken und realisieren wir, wie sehr.

Möge die Berlinale beginnen. R. K.

F-35 Lightning, Naturwunder am Mekong, Wiesendangen, Amnesty International, Bauern entdecken Gentechnik

Über die Beschaffung von Kampfflugzeugen wird in der Schweiz gezankt, seit es Kampfflugzeuge gibt. Anders als in den meisten Ländern werden Waffen bei uns traditionell als Eigentum der Bürger betrachtet (und nicht etwa der Regierung). Also will das Volk bei der Typenwahl entscheiden. Und das führt bei komplexen und geheimen Waffensystemen, die nur wenige wirklich verstehen, fast zwangsläufig zu Zoff. Jagdflieger sind andererseits emotional beladen. Redaktor Alex Baur, in jüngeren Jahren ein passionierter Kunstflieger, der selbst schon am Steuerhorn eines Kampffluggesellschafts sass, versucht das Phänomen von der sinnlichen Seite her zu ergründen. Was als nüchterne Abhandlung geplant war, mündete in eine veritable Liebeserklärung an den F-35 Lightning, den der Bundesrat anschaffen will. **Seite 20**



Passionierter Kunstflieger:
Redaktor Baur.

Entlang des Mekong wurden in den letzten zwanzig Jahren 3000 neue Tierarten entdeckt. Zu den ungewöhnlichsten Funden gehört ein Frosch mit Fangzähnen, der andere Frösche und sogar Vögel fängt und frisst. Oder der winzige Asiatische Krötenfrosch, der mit seinen Rufen das Zirpen einer Grille perfekt nachahmt. Nicht zu vergessen ein Fisch mit Vampirgebiss und eine völlig zahnlose Schlange. Zu den «Neuen», die 2020 entdeckt wurden, gehört der kleine Wels mit Saugmaul und Haftorganen an den Brust- und Afterflossen, der so perfekt an ein Leben in schnell fliessenden Gewässern angepasst ist, dass er es sogar schafft, flussaufwärts zu robben. Oder die bildschöne,

goldbraune Natter mit den unwiderstehlichen grossen Augen, die nur Schnecken frisst. Unsere Autorin Veronika Straass stellt die fantastischen Zeitgenossen vor. **Seite 28**

Der *Tagi*-Journalist Kevin Brühlmann hat sich mit dem Porträt einer jüdischen Stadtratskandidatin fürchterlich vergaloppiert. Nicht das erste Mal. Im *Magazin* hat der gleiche Autor vor einem Jahr das Dorf Wiesendangen bei Winterthur in die braune Ecke gestellt. Die SP-Kantonsrätin Sarah Akanji schimpfte über eine «strukturell rassistische Gesellschaft». Dabei

verdankt ihr Bruder dem FC Wiesendangen die Anfänge seiner Karriere. Tatsächlich ging es in der angeblich mobbenden Sekundarklasse weder um Rechtsextremismus noch um Antisemitismus. Sondern um eine psychisch angeschlagene Schülerin und deren verhaltensauffällige Eltern. Wiesendangen verdient eine Ehrenrettung. **Seite 32**

Amnesty International gehört auf dem Gebiet der Menschenrechte zu den einflussreichsten NGOs der Welt. Ihre Berichte gelten bei Journalisten und Regierungen sowie in der Uno als Wegweiser und Massstab für Gut oder Böse. Doch die Analysen von Amnesty sind nicht nur systematisch einseitig und tendenziös. Das interne Betriebsklima bei der selbsternannten Hüterin über Menschenrechte ist vergiftet. Lesen Sie dazu den Beitrag von Pierre Heumann. **Seite 36**

Lange Zeit war für unsere Bauern klar, dass die Schweiz gentechfrei bleiben muss, nur Produkte ohne Gentechnik sind gute Schweizer Produkte. Nach der Pestizid- und der Trinkwasserinitiative vom Sommer 2021 müssen sie jetzt aber radikal runter mit den Pestiziden. Wie gelingt das? Da wären krankheitsresistente Pflanzen gerade richtig. Also: Gentechnologie hilft! Jetzt gibt es ja neue, schonende Methoden. Nach pragmatischer Wende ist die Landwirtschaft nun für neuartige Züchtungsmethoden. Es gilt viel aufzuholen. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

CUPRA BORN

100% ELEKTRISCH



THE IMPULSE
OF A NEW GENERATION

Er ist da. Der neue CUPRA Born: 100% elektrisch, 100% CUPRA. Er überzeugt mit gewohnt stilsicherem Design innen wie aussen. Dank seiner hochentwickelten elektrischen Antriebstechnologie schafft er ein bislang unerreichtes Fahrerlebnis. Tauchen Sie ein in eine neue Ära der Mobilität.



Klein- und Kompakwagen Elektro
AUTO BILD, Ausgabe 45/2021 &
BILD AM SONNTAG, Ausgabe 46/2021

[cupraofficial.ch](https://www.cupraofficial.ch)

CUPRA Born, 204 PS, 19.4 kWh/100km, 0 g CO₂/km. Kat. A





Grandioser Jet: F-35. Seite 20



Was wirklich zählt im Leben: Seite 12



Schatten der Vergangenheit: Olaf Scholz. Seite 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Cherchez le FEM
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Jean-Michel Cina
- 10 Tagebuch Tatiana Bogdanova
- 11 Bern Bundeshaus
Cassis paktiert mit Russlands Feinden
- 12 Mein Rat an junge Frauen
Familie, Partnerschaft und Kinder
- 14 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Merkel-Mode für Scholz
- 18 Mörgeli Affentheater in Basel-Stadt
- 18 Operation Libero
Aufstand gegen die Demokratie
- 19 Peter Bodenmann
Vincenz und das Klosterbier
- 20 Edle Ritter der Lüfte Der Kampfjet
ist das Herz jeder regulären Armee
- 23 Julia Garner Sie bricht Nasen und Herzen
- 24 Olaf Scholz und der Kreml
Warum laviert der Kanzler?
- 26 News Röstigraben beim Mediengesetz
- 26 Mauchs teure Gender-Bibliothek
Publikumsinteresse? Praktisch null
- 27 Vom Roseggi auf den Olymp
Die unglaubliche Karriere von Beat Feuz
- 28 Broder Klimaneutrales Krematorium
- 28 Das Delta lebt Tierparadies am Mekong
- 30 Albert Rösti auf Pöstli-Pirsch
Der Ex-SVP-Präsident sammelt Mandate
- 31 Kurt W. Zimmermann
Rettet die Mäuse, säuseln die Katzen

- 32 Gerechtigkeit für Wiesendangen
Verleumdung eines Dorfes
- 33 Inside Washington
- 34 Organspender sterben schneller
Heimlich verkürzte Fristen
- 35 Körzis Hollywood
- 36 Amnesty International
Von der NGO zur Extremisten-Bande
- 37 Thiel Antworten
- 38 Putin in Amerikas Hinterhof
Wie sich Russland als Opfer inszeniert
- 39 Monika Rühls falsche Prioritäten
Economiesuisse-Chefin hilft den Linken
- 40 Tom Kummer
Thomas Mann und die Erotik des Todes
- 42 Instagram ist gefährlicher als Telegram
Plattform für Demokratiefeinde
- 43 Anabel Schunke Verehrung der Doofen
- 44 Bauern entdecken die Gen-Technik
Segensreiche Wissenschaft
- 45 News Deutschlands neuer
«Radikalenerlass»
- 46 Medienförderung
Verrat am Journalismus
- 46 News Game over für Lukas Engelberger
- 47 Tamara Wernli
Beifall von der falschen Seite
- 48 Geniale Widerspenstigkeit der Schweiz
Rückkehr in die Heimat (Teil 2)
- 49 Kassenschlager a. D.
Sonsys neue Playstation
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe
Endo Anaconda, Ernst Lämmli
- 52 Beat Gygi
Europa der Verwaltungskollegen

LEADER: DIE KNEF

- 53 Hildegard Knef
Die Schauspielerin und Sängerin
war auch eine grandiose Schriftstellerin

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Schneckchen und Prinzesschen
Ernst und Gretha Jüngers Briefe
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel Geistige Nothilfe
- 64 Am Anfang war Pong
Die Geschichte der Videogames
- 66 TV-Kritik N-TV, Welt
- 66 Film «Moonfall»
- 67 Alben für die Ewigkeit Udo Lindenberg
- 68 Kunst Georgia O'Keeffe
- 69 Serie «Ozark»
- 69 Jazz Omri Ziegele Where's Africa

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt / Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Madonna
- 72 Häuser Villa Bella
- 73 Was macht eigentlich? Rita Fuhrer
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto / Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten White-Turf-Pferderennen
- 78 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Simone Wietlisbach
- 80 Menschen von morgen Tim Röhn
- 82 Das indiskrete Interview Nik Hartmann

ALPENBLICK

METTMENSTETTEN



An malerischer Lage, im Dorfkern von Mettmenstetten, entstehen zwei einzigartige Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 15 attraktiven Eigentumswohnungen.

- 3.5- bis 5.5-Zimmer-Eigentumswohnungen
- Ideal gelegen, zwischen Zug und Zürich
- Bestens mit Bahn, Bus, Auto erschlossen
- Ländliche Umgebung mit grossartiger Aussicht auf die Alpen/Voralpen
- Attraktiver Steuerfuss

alpenblick-mettmenstetten.ch

BERATUNG UND VERKAUF

smeyers
immobilien

Seetalstrasse 185, 6032 Emmen
barbara.palermo@smeyers.ch, T 058 322 88 93

BAUHERRIN

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

Meili Unternehmungen AG, 8702 Zollikon
www.meili-unternehmungen.ch



Cherchez le FEM

Wer unterdrückte bei der NZZ *am Sonntag* die Berichterstattung über Bundesrat Berset's Affären? Ex-Chefredaktor Felix E. Müller hat auf seinen Nachfolger Jonas Projer viel Einfluss.

Christoph Mörgeli

Die letzte Medienkolumne von Kurt Zimmermann in der *Weltwoche* («Die Seitensprünge des Alain B.», Nr. 5/22) hat interessante Reaktionen und Nichtreaktionen ausgelöst. Dass bei der NZZ *am Sonntag* zwei aufwendig recherchierte Artikel von Peter Hossli auf Geheiss der Chefredaktion unterdrückt worden sind, hätte eigentlich reichlich Stoff für Berichte und Kommentare abgegeben. Doch kein einziges gedrucktes Medium hat die Story über die verschiedenen ausserehelichen Affären von Alain Berset aufgenommen, die sich teilweise innerhalb der Bundesverwaltung abgespielt haben. Dies erstaunt wenig angesichts der Tatsache, dass es die Verlage und deren Journalisten so kurz vor der Abstimmung über die Medienförderung mit der hohen Politik nicht verderben wollen. Einzig die Online-Portale *Persoenlich.com*, *Inside Paradeplatz* und *Watson* haben Zimmermanns Artikel aufgegriffen.

Unterdrückung des Hossli-Artikels

Interessant sind die Reaktionen der Direktbeteiligten: Jonas Projer, Chefredaktor der NZZ *am Sonntag*, war in der aktuellen Ausgabe unauffindbar. In den Tagen zuvor hatte er den Vorwurf heftig dementiert, aus politischem Kalkül Artikel gestoppt zu haben: «Die These ist falsch und entspricht nicht den Tatsachen, wie fast alles im Text.» Alle seine Mitarbeiter seien indessen «den hohen Qualitätsstandards der NZZ verpflichtet», und es könnten nur «hieb- und stichfeste Recherchen» publiziert werden. Damit brachte Projer unmissverständlich zum Ausdruck, dass Hossli's Recherchen über Bundesrat Berset seinen NZZ-Standards nicht genügt hätten. Diese Unterstellung brachte wiederum Hossli's Chef, Hintergrund-Ressortleiter Michael Furger, in Rage. Dieser wechselt demnächst als Sprecher in den Bundesdienst des Uvek. Auf Twitter widersprach Furger seinem Chefredaktor und belobigte Hossli: «Ich kenne keinen Journalisten, der höhere Qualitätsanforderungen an seine Arbeit stellt als er.» Es wäre auch schwer nachvollziehbar, dass Peter Hossli jüngst als Leiter der Ringier-Journalistenschule berufen worden wäre, wenn er

den Qualitätsstandards seines Fachs nicht genügen würde.

Ein Kommentar in der letzten NZZ *am Sonntag* legt allerdings eine Fährte, wer wirklich hinter dem Entscheid der Unterdrückung von Hossli's Artikeln gestanden haben dürfte. In seiner Medienkolumne behauptete der frühere Chef-

Dass er Kritik so locker abschütteln konnte, verdankt Alain Berset nicht zuletzt Felix E. Müller.

redaktor Felix E. Müller (Kürzel «FEM»), der Ausstieg aus der Pandemie sei schlecht für «rechte» Medien. Namentlich nannte er auch die *Weltwoche*, habe sie doch neben anderen von der «Opposition gegen die Corona-Politik» gelebt, «Massnahmegegner» angezogen und ihre Kommentarspalten «mit ihren Injurien gefüllt». Müller bezeichnete diese «Corona-Wutbürger» als «Flugsand», auf dem sich kein Geschäftsmodell aufbauen lasse. Dieser Einschätzung könnte man entgegenhalten, dass die Medien im politischen Mainstream erst recht von Corona profitiert haben, sind doch vor allem beim SRG-Monopolsender die Zuschauerzahlen in die Höhe geschneilt und die Klicks des regierungsnahen *Blick* förmlich explodiert. Und was das Inserate-Volumen des Bundesamts für Gesundheit betrifft, hat das Haus NZZ mit ganz anderen Summen profitiert als die von Müller genannten «rechten» Medien.



Besonders aufschlussreich ist indessen Felix E. Müllers Kolumnenschluss: Es laufe gegenwärtig der Versuch, Simonetta Sommaruga in jene Position zu schieben, in der sich Alain Berset in den letzten zwei Jahren befunden habe. Müller stellte die Frage: «Ob die Energieministerin ebenso gut aufgestellt ist wie der Corona-Minister, der mit den Attacken letztlich locker fertig wurde?» Dass er Kritik so locker abschütteln konnte, verdankt Gesundheitsminister Berset nicht zuletzt einem Mann: Felix E. Müller. Dieser hat während der Corona-Epidemie ein Buch mit dem Titel «Wie ich die Krise erlebe – Bundesrat Alain Berset im Gespräch mit Felix E. Müller» veröffentlicht. Man staunt, wie unkritisch der Autor ans Werk ging und wie sehr er die Nähe zum mächtigsten Schweizer während der Pandemie genoss. Ausgerechnet Müller, der ehemals andere Journalisten als «Hofschrannen» von Christoph Blocher titulierte, machte sich zur Hofschranze von Alain Berset.

Coach und Berater

Noch immer ist der frühere Chef für seine NZZ *am Sonntag* publizistisch und journalistisch stark engagiert. In der Redaktion ist es ein offenes Geheimnis, dass Felix E. Müller seinen Nachfolger Jonas Projer berät, ja eigentlich coacht – insbesondere, wenn es um die Unabhängigkeit der Sonntagsausgabe gegen den mächtigen Einfluss von NZZ-Chefredaktor Eric Gujer geht. Was folgt, sind keine Beweise, aber starke Indizien: Projer dürfte die brisanten Berset-Texte von Peter Hossli dem Berset-Intimus Felix E. Müller vorgelegt haben. Dieser wehrte sich mit Haut und Haaren gegen eine Veröffentlichung der explosiven Enthüllungen. Projer machte sich Müllers «Njet» zu eigen und vertrat es gegenüber seinen aufgebracht Journalisten. Wie gesagt, das ist nicht belegt, aber in höchstem Masse plausibel. Denn Alain Berset hat Felix E. Müller 2020 mit vielen Exklusivgesprächen beschenkt. Und Müller bedankte sich 2021 mit der Verhinderung von Artikeln, die sogar Berset's mächtigen Sessel ins Wanken gebracht hätten.

Lieber Jean-Michel Cina

Sollte es Ihre Absicht sein, die Stimmung im Volk gegen Abzocker in den Medien aufzuheizen, dann liegen Sie goldrichtig: Als SRG-Präsident haben Sie mit Ihrem Verwaltungsrat kurz vor der Abstimmung über das Mediengesetz eine neue Lohnregelung fürs SRG-Kader beschlossen.

Ausgerechnet jetzt, wo alle Budgets knapp und viele Menschen in Geldnot sind, kriegen die SRG-Chefs einen happigen Zuschlag, für den es bei einem staatsnahen Unternehmen eigentlich keine Begründung gibt. Es gibt keine Konkurrenz, die die Leute abwerben möchte.

So unsensibel kann nur jemand vorgehen, der den Kontakt zur Basis verloren hat und sein Sitzungsprogramm nur noch mit Nicken absolviert. Sogar ihrem Parteikollegen, dem Mitte-Präsidenten Gerhard Pfister, hat's den Hut gelüpf. «Saftladen!», ruft er aus. Und: «Ich schäme mich fremd!» Denn er weiss im Gegensatz zu Ihnen, was jetzt auf dem Spiel steht.



«Leistungsbezogene Boni»:
SRG-Chef Cina.

Wenn das Mediengesetz bachab geht, kommt die Initiative zur Halbierung der SRG-Gebühren. Dann sind die überhöhten Löhne der SRG-Kader (der Generaldirektor kriegt 533 000, die andern durchschnittlich 390 000 Franken) ein aufgelegtes Argument für eine Kampagne

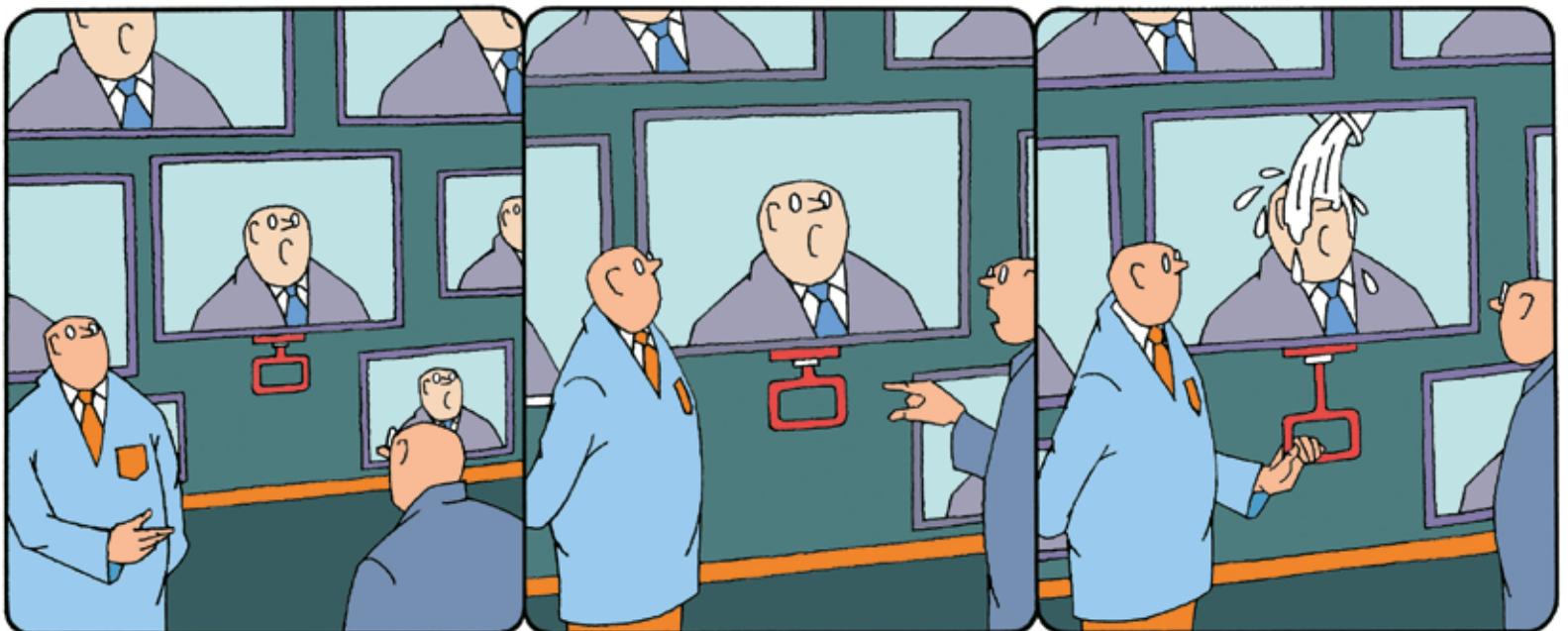
gegen die SRG. Schon letztes Jahr ist Ihnen ein massiver Rüffel von Simonetta Sommaruga für «unsensibles» Verhalten einfach am breiten Walliser Rücken vorbeigegangen.

Mit der einen Hand verlangten Sie für 600 Angestellte Kurzarbeitsentschädigung, mit der andern schütteten Sie in der Chefetage saftige, «leistungsbezogene» Boni aus. Wobei niemand so recht weiss, wie bei einem SRG-Kader, dessen Publikum nur noch schrumpft, die Leistung gemessen werden kann. Auch deshalb schien es Ihnen diesmal schlauer, statt schwer berechenbarer Boni einfach mehr Lohn zu geben.

Wenn ich mir überlege, wie man Sie «leistungsbezogen» honorieren könnte, würde ich sagen, Sie haben jetzt ein Ticket zurück ins Wallis redlich verdient.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Tatiana Bogdanova



Seit fünfzehn Jahren lebe ich in der Schweiz. Seit acht Jahren habe ich den Schweizer Pass. *Chuchichäschtli* kann ich zwar nicht ganz akzentfrei sagen, aber das Rütli kenne ich ebenso wie das Landesmuseum und die Tellsplatte. Und ich bin stolze Mitarbeiterin eines Schweizer Grossverteilers. Meine Wurzeln jedoch befinden sich im Süden von Russland – und in der Ukraine. Dort, wo früher die Donkosaken über die Steppen preschten und wo die Temperaturen im Sommer bis auf vierzig Grad Celsius ansteigen. Geboren bin ich als russische Ukrainerin oder als ukrainische Russin zur Zeit der Sowjetunion. Einen Unterschied gibt es nicht. Mein Vater ist Ukrainer, meine Mutter Russin. Zwischen Sumy (in der Ukraine), wo ich geboren bin, und Rostow am Don (in Russland), wo ich gelebt habe, war die Grenze immer offen – so wie zwischen der Schweiz und Deutschland. Heute befindet sich dort eine militarisierte Zone.

In meiner Erinnerung ist der Donbass in der Ostukraine eine blühende Landschaft voller Getreidefelder, fruchtbarem Land und mit weltoffenen und gastfreundlichen Menschen – und kein düsterer Kriegsschauplatz. Wer schon in der Ukraine oder in Russland zu jemandem nach Hause eingeladen wurde, weiss, wovon ich spreche: Der Gast ist immer König – und erhält alles zum Essen und Trinken, was die Vorratskammer hergibt. Oder noch mehr.

Doch nun ist alles anders – und für mich unfassbar. In einer Region, in der es früher nie Konflikte gab, fürchten die Menschen um ihre Existenz. Meine ukrainischen Cousins Olga und Anna haben insgesamt fünf kleine Kinder. Sie leben in ungefähr acht Kilometer Entfernung von der Grenze zu Russland und

in ständiger Angst, dass die russische Armee einmarschieren könnte. Auch wenn sie keine Schüsse hören, ist der Krieg allgegenwärtig. Die Neuigkeiten von Verwundeten und Getöteten gehören zum täglichen Schrecken. Früher war ihre Heimat eine beliebte Touristenregion.

Aber auch die Russen auf der anderen Seite fürchten sich. Denn für sie ist der Konflikt eine von den USA gesteuerte Intrige, die auf dem Versprechen auf ein besseres Leben basiert. So kann ich auch die russische Seite verstehen. Denn wo früher der Warschauer Pakt als ausgleichendes Element existierte, macht sich die Nato nun fast ungehindert breit.

Viele Ukrainer erhoffen sich, ihren Lebensstandard noch stärker auf westliche Normen zu erhöhen. Schon jetzt blicken viele von ihnen sehnsüchtig nach Europa (wie ihre Nachbarn aus Polen, Rumänien und der Slowakei) – ohne zu wissen, ob dies nicht auch wieder zu neuen Abhängigkeiten führt. Meint es der Westen wirklich so ehrlich, wie es die Ukrainer erhoffen?

Russland dagegen ist für sie eine Besatzungsmacht, die eine der grössten Tragödien des 20. Jahrhunderts verschuldete: den Holodomor, die durch die stalinistische Regierung verursachten Hungersnöte, die allein in der Ukraine rund 3,5 Millionen Menschen das Leben kosteten und praktisch in jeder Familie bis heute ihre Spuren hinterlassen haben. Derzeit werden im ganzen Land – quasi als emotionale Verstärker und Sinnbilder für das böse Russland – Denkmäler und Gedenkstätten errichtet. Die Bevölkerung wird manipuliert.

Wer in der Ukraine pro Monat (umgerechnet) 500 Dollar verdient, gehört zu den gutsituierten Menschen. Für den Traum eines privilegierten Lebens sind auch die Ukrai-

ner bereit, zu den Waffen zu greifen. Meine Kolleginnen haben mir erzählt, dass sich sogar Frauen fürs Militär bewerben. Das ist für mich völlig unvorstellbar. Die Frage, um die sich alles dreht, ist dieselbe, die mir hier in der Schweiz gestellt wird: Gibt es Krieg? Nur der Kreml weiss es.

Der Sohn meiner Schwester, Simon, ist 21 Jahre alt. Im vergangenen Jahr absolvierte er die Grundausbildung in der russischen Armee – als Lastwagenfahrer. Jedes Mal, wenn ich im Fernsehen die Bilder der russischen Truppenzusammenzüge und der Militärlastwagen an der ukrainischen Grenze sehe, überkommt mich die Angst. Ist Simon vielleicht dort? Zum Glück nicht. Ich habe vergangene Woche mit ihm telefoniert. Er sagt, ich müsse mir keine Sorgen machen. Für den Kriegseinsatz würden vor allem professionelle Soldaten und Offiziere eingezogen.

Besser macht dies die Lage nicht. Im Gegenteil. Von Tag zu Tag scheint die Eskalation näherzurücken. Ich erhoffe mir nichts mehr, als dass die Situation nicht weiter eskaliert. Putin hat bei vielen Russen das Gefühl wieder erweckt, Teil einer Grossmacht zu sein. Und in diesem Selbstverständnis wird das Bild der Sowjetunion idealisiert. Dass er mit seiner Strategie ganz viel zerstört – auf beiden Seiten –, wollen viele nicht wahrhaben. Früher waren die wichtigsten Wünsche der Russen: ein guter Job, eine Ausbildung für ihre Kinder an einer westlichen Universität und Ferien im Ausland. Heute kämpfen sie ums Überleben – wirtschaftlich, sozial und real.

Tatiana Bogdanova lebt in Zürich und ist russisch-schweizerische Doppelbürgerin mit ukrainischen Wurzeln.

Cassis paktiert mit Russlands Feinden

Der Bundespräsident verheddert sich immer mehr im Ukraine-Konflikt.

Nun macht die Schweiz sogar gemeinsame Sache mit den USA, Grossbritannien und Schweden.

Normalerweise verschickt das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) zu jeder Petitesse eine Pressemitteilung. Doch über die Unterzeichnung eines Memorandums am 2. Februar in Kiew, in dem es um ein künftiges Engagement der Schweiz in der ukrainischen Krisenregion Donbass geht, liess das EDA kein Wort verlauten. In ukrainischen und russischen Zeitungen sind Bilder der Unterschriftszeremonie erschienen. Auf einem sieht man den Schweizer Botschafter Claude Wild, wie er mit stolzgeschwellter Brust vor der Schweizer Fahne posiert, als hätte er eben eine diplomatische Grosstat vollbracht.

Dabei ist dieses Engagement brisant. Russland hat sein Truppenaufgebot an der Grenze zur Ukraine massiv verstärkt und damit im Westen Besorgnis ausgelöst. Die USA, Grossbritannien, Schweden und andere Staaten giften täglich gegen Russland. Vor diesem Hintergrund hat die Schweiz ausgerechnet mit den USA, Grossbritannien, Schweden (und Kanada) einen Fonds ins Leben gerufen, mit dem man Hilfsprojekte für die Bevölkerung im Osten und Süden der Ukraine finanzieren will, wie das EDA auf Anfrage erklärt. In Form von Partnerschaften mit lokalen Gemeinden soll die wirtschaftliche Entwicklung angekurbelt, staatliche Dienstleistungen verbessert und die Zivilgesellschaft gestärkt werden. Dafür wollen die Geberländer gegen 45 Millionen Franken zahlen, die Schweiz beteiligt sich daran mit drei Millionen Franken.

Neutrale Schweiz im Sog

Das hört sich so weit harmlos an. Aber ist es das auch? Tatsache ist, dass sich die Partnerstaaten der Schweiz bei diesem Projekt immer stärker in den Konflikt zwischen Russland und der Ukraine verstricken. Die USA haben Truppen nach Osteuropa geschickt. Grossbritannien ist das Land, das am stärksten gegen Russland hetzt. Auch das neutrale Schweden gebärdet sich aggressiv. Kanada wiederum liefert Waffen in die Ukraine und plant sogar den Bau einer Waffenfabrik vor Ort. Die neutrale Schweiz läuft Gefahr, dass sie nun in diesen Sog hineingezogen werden könnte.



Auf Konfrontationskurs zu Putin: Cassis.

Es gibt noch ein anderes Problem: Mit diesem «Partnership Fund for a Resilient Ukraine», so nennt sich das Teamwork der fünf Geberländer, erreicht man offenbar nur die Bevölkerung im regierungskontrollierten Osten, nicht aber die

Die USA haben Truppen nach Osteuropa geschickt. Grossbritannien ist das Land, das am stärksten hetzt.

ukrainische Bevölkerung der Republiken Donezk und Luhansk. Trotzdem gibt man vor, dass man genau diese Regionen unterstützen will.

Überhaupt fragt man sich, weshalb dieses Engagement in der Schweiz verschwiegen wurde. Der Präsident der Aussenpolitischen Kommission (APK), SVP-Nationalrat Franz Grüter, hat von diesem Fonds noch nie gehört. Entsprechend zurückhaltend kommentiert er die Ereignisse: «Über Hilfeleistungen in Krisenregionen kann man reden», sagt er. «Was nicht geht, sind Bündnisse, bei denen man der Schweiz eine gewisse Parteilichkeit vorwerfen könnte.» Für Grüter ist der Sitz der Schweiz im Uno-Sicherheitsrat jedoch viel brisanter.

Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter (Mitte) weist darauf hin, dass sich die Schweiz seit Jahren für verschiedene bilaterale und multilaterale Projekte in der Ukraine engagiere. Sie sehe die Neutralität durch diese Projekte zugunsten der Zivilgesellschaft nicht in Frage gestellt. Für GLP-Nationalrat Roland Fischer sind Partnerschaften im Bereich der internationalen Zusammenarbeit üblich und auch zu begrüßen. «Es gibt keinen Grund, weshalb die Schweiz in zivilen Projekten nicht mit der Ukraine und diesen Staaten zusammenarbeiten sollte.»

SVP-Nationalrat Roland Büchel, der vor einigen Monaten mit einer Delegation in der Grenzregion zum Donbass weilte, findet es immerhin eigenartig, dass die Schweiz just mit jenen Ländern zusammenspannt, die derzeit am aggressivsten auftreten und gegen Russland Stimmung machen. «Ich kann die Notwendigkeit dieser Zusammenarbeit nicht einsehen», sagt der Ostschweizer.

Cassis in Kiew

Dieses Spiel mit dem Feuer fing damit an, dass Nationalratspräsident Andreas Aebi (SVP) 2021 im Auftrag des Bundesrates an einer vom ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj geschaffenen Plattform teilnahm. Diese verfolgt das Fernziel, die 2014 von den Russen annektierte Krim wieder in die Ukraine einzugliedern. Ein paar Wochen später flog auch Aussenminister Cassis nach Kiew – um mit den gleichen Leuten noch einmal zu reden, wie vor ihm Andreas Aebi. Cassis lancierte dabei auch den Vorbereitungsprozess für die Ukraine-Reformkonferenz 2022 in Lugano, die am 4. und 5. Juli stattfinden wird und eine Fortsetzung der von Selenskyj ins Leben gerufenen Plattform-Gespräche darstellt.

Weshalb man es fünf Monate vor diesem Event und mitten in einer ernsten Krise für nötig erachtete, mit jenen, die auf Konfrontationskurs zu Russland gehen, ein Teamwork für die Ukraine einzugehen, bleibt ein Rätsel. Das sieht jetzt halt aus wie ein Pakt gegen die Aggression Russlands. Die bewaffnete Neutralität der Schweiz geht anders.

Mein Rat an junge Frauen

Das Wichtigste im Leben sind die Familie, eine gute Partnerschaft und Kinder. Leider werden junge Menschen heute über ihre Zukunft angelogen.

Jordan Peterson



Eigentlich ist es einfach.

Ich richte mich mit diesem Beitrag an junge Frauen, weil ich ihnen sagen möchte, welche Lügen ihnen über ihr künftiges Leben erzählt werden. Eine Lüge ist: «Du wirst Karriere machen.» Nein, ein winziger Bruchteil der Menschen macht Karriere, vielleicht 2 Prozent. Die meisten Menschen haben einen Job.

Sei dir also bewusst: Du wirst mit aller Wahrscheinlichkeit keine Karriere machen. Du wirst einen Job haben. Die Definition eines Jobs ist eine Tätigkeit, für die man bezahlt wird, weil man sie nicht freiwillig machen würde.

Die meisten Jobs sind nicht sonderlich erstrebenswert oder bedeutungsvoll. Sie sollten nicht der Mittelpunkt deines Lebens sein. Selbst wenn du eine Karriere anstrebst, zum Beispiel als Anwältin, wirst du feststellen, dass eine Karriere anspruchsvoll und stressig ist. Du wirst nicht die Erfüllung deines Wunsches nach engen, intimen Beziehungen in einem

konkurrenzbetonten Bereich wie der Rechtswissenschaft finden.

Ich habe als Psychiater viele Anwältinnen betreut, meist Partnerinnen grosser Anwaltskanzleien, erfolgreiche Frauen, attraktiv, intelligent, pflichtbewusst, die Art von Frauen, die sowohl in der High School als auch im College hervorragend waren, die eine prestigeträchtige Law School absolvierten, ihr Praktikum ohne Mühe durchliefen und dann Anwältinnen in einer angesehenen Kanzlei wurden.

Karussell der künstlichen Befruchtung

Ein grosser Teil dieser Frauen sagte sich eines Tages: «Ich möchte ein Leben haben, eine Beziehung.» Sie waren 35 und merkten: «Ich habe kaum mehr Zeit, um Kinder zu bekommen.» Dann springt man vielleicht für die nächsten zehn Jahre auf das Karussell der künstlichen Befruchtung auf, und glaubt mir, das ist fast so, als

hätte man eine tödliche Krankheit. Das ist alles andere als lustig.

Wenn du ein ausgewogenes Leben führen willst – und das sollte dein Ziel sein –, dann wirst du feststellen: Je älter du wirst, desto wichtiger wird deine Familie als deine Karriere. Vielleicht erreicht deine Karriere mit 35 oder 40 ihren Höhepunkt. Und was passiert dann? Ich hatte eine sehr gute Karriere, und sie läuft immer noch prächtig. Aber seit ich Kinder habe, sind sie das Wichtigste in meinem Leben, und je älter ich werde, desto klarer wird mir das.

Das Problem ist: Wir leben, als ob wir nur existierten, wenn wir jung sind. Dabei solltest du dich schon heute fragen: Was willst du im Alter von 45 bis 90 oder 95 Jahren machen? Die Antwort lautet: Man braucht in dieser Zeit eine Familie um sich herum. Du musst sehen, wie deine Kinder und Enkelkinder aufwachsen. Das ist ein wichtiger Teil, vielleicht der wichtigste Teil der

zweiten Lebenshälfte. Wenn du in dieser Zeit keine Familie oder nicht zumindest einen Partner hast, bist du ein einsames, isoliertes, unglückliches Geschöpf.

Nun magst du einwenden, du möchtest beides haben – Karriere und Familie. Die einfache Wahrheit ist, dass es schwierig, wirklich schwierig ist, einerseits Karriere zu machen, andererseits eine gute Partnerschaft zu führen und Kinder zu haben, vor allem dann, wenn man das zu

Warum sollte jemand überhaupt achtzehn Stunden am Tag arbeiten? Das ist das Rätsel.

zweit gleichzeitig versucht. Ich habe Leute gesehen, die es geschafft haben, aber sie sind dafür bis an ihre Grenzen gegangen, und die Grenzen dieser Leute sind in der Regel viel weiter gesteckt als die Grenzen normaler Leute.

Gläserne Decke ist ein Irrtum

Leider muss ich jetzt ein bisschen unfreundlich werden. Sagen wir, du bist neunzehn und überzeugst, keine Kinder haben zu wollen. Du wirst darin von deinem Umfeld bestärkt. Sie machen dich zu einer Art Autorität in dieser Sache, aber das ist nichts anderes als ein Indiz dafür, wie pathologisch unsere Gesellschaft geworden ist. Denn du hast keine Ahnung. Du hast nichts gelesen. Du hast nichts erreicht. Deine Eltern haben sich bisher um dich gekümmert, und du kannst nicht über so etwas Tiefgründiges wie den Aufbau der Gesellschaft urteilen.

Eigentlich ist es einfach: Das Wichtigste im Leben sind die Familie, eine gute Partnerschaft und Kinder. Doch das weisst du mit neunzehn vielleicht noch nicht, denn was zum Teufel weiss man mit neunzehn schon? Ältere Frauen sagen dir: «Du solltest eine Karriere anstreben. Du bist klug, du hast etwas zu bieten. Die Gesellschaft braucht deine Intelligenz.» Ich sage dir: «Wahrscheinlich möchtest du irgendwann eine Familie gründen. Du wirst dich wie verrückt anstrengen, um herauszufinden, wie du diese beiden Dinge unter einen Hut bringen kannst. Und niemand wird dir dabei helfen.»

Das mag altmodisch klingen, obwohl ich das eigentlich nicht bin – ich halte mich sogar für ziemlich zeitgemäss und achte sehr darauf, was um mich herum passiert. Meine Erfahrung ist, dass sich hochkarätige Frauen in ihren Dreissigern fast immer entscheiden, Beziehung und Familie an die erste Stelle ihres Lebens zu setzen.

Nehmen wir nochmals das Beispiel der grossen Anwaltskanzleien. Die Vorstellung, eine gläserne Decke halte Frauen davon ab, auf der Karriereleiter aufzusteigen, ist ein Irrtum. Wir sprechen hier von Frauen, die viel Geld für ihre Kanzleien verdienen. Es gibt nicht so viele Leute, die das können. Die Kanzleien versuchen

darum alles, um diese Frauen zu halten. Trotzdem misslingt das. Warum?

Die Frauen sagen sich: «Oh, ich arbeite achtzehn Stunden am Tag, rund um die Uhr, sieben Tage die Woche. Mein Mann verdient eine ganze Menge Geld. Wenn ich nur halb so viel Geld verdiene wie er, haben wir immer noch genug Geld. Warum arbeite ich dann achtzehn Stunden am Tag?»

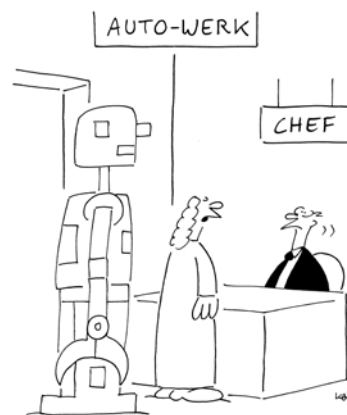
Und das ist noch nicht einmal die entscheidende Frage. Die entscheidende Frage ist: Warum sollte jemand überhaupt achtzehn Stunden am Tag arbeiten? Das ist das Rätsel, und die Antwort ist, dass eine kleine Minderheit von Männern getrieben ist, solche Leistungen zu erbringen. Aber bedeutet das auch, dass es richtig ist?

Die Antwort lautet: Nein. Wir verherrlichen die Regeln der Karriere und verwechseln Jobs mit Karrieren. Wir nehmen an, die meisten Menschen werden Karriere machen. Das ist falsch. Wir nehmen an, die meisten Menschen wollen Karriere machen. Auch das ist falsch, zumal selbst in den Berufen, die man als Karriere bezeichnen könnte, ein Grossteil der Arbeit eine Art Job ist.

Ich möchte, dass junge Menschen etwas Positives aus ihrem Leben machen, ihr Leben verbessern. Das ist keine egoistische Sache, oder wenn doch, dann ist es die richtige Art von Egoismus, und man sollte herausfinden, wie man das auf eine Art und Weise tun kann, die seinen Freunden, seiner Familie und seiner Gemeinschaft zugutekommt. Und das sollte man todernst nehmen, weil das Leben dadurch für alle besser wird.

Angst vor kleinen Tyrannen

Das Leben ist in mancher Hinsicht nicht so kompliziert. Junge Menschen fragen mich manchmal, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen. Die naheliegendste Antwort darauf ist, das zu tun, was Menschen schon immer getan haben – es sei denn, man ist sich sicher, dass man in irgendeiner Weise aussergewöhnlich ist. Also: Mache eine Ausbildung, damit du eine



„Er möchte mehr Geld...“

Fähigkeit hast, für die du von anderen Menschen bezahlt wirst. Suche dir einen Job und einen Partner und gründe eine Familie.

Nun haben viele junge Menschen Angst vor Kindern. Sie betrachten Kinder als kleine Tyrannen, und das können Kinder natürlich auch sein, denn jeder kann einen tyrannisieren, wenn man es zulässt. Aber warum sollte man es zulassen?

Ich habe in meinem Buch «12 Rules for Life» ein Kapitel mit dem Titel: «Lass nicht zu, dass deine Kinder etwas tun, das sie dir unsympathisch macht». Das ist ein ernstgemeinter Ratschlag. Die Kinder dürfen nicht das Sagen haben, denn das ist für niemanden gut, weder für die Eltern noch für die Kinder. Ich hatte mehr Patienten, die von zu selbstlosen Müttern ruiniert wurden, als Patienten, die von zu egoistischen Müttern ruiniert wurden.

Gestaltet euren Alltag

Viele junge Menschen haben also Angst vor Kindern. Das ist schade, denn Kinder sind etwas Wunderbares. Natürlich muss man vorsichtig

Kinder sind eine grossartige Gesellschaft, sie sind lustig, und geben mehr zurück, als sie nehmen.

mit ihnen sein, vor allem wenn sie klein sind. Sie sind oft müde und hungrig, ihnen wird schnell heiss, und sie haben keine lange Aufmerksamkeitsspanne. Aber sie sind eine grossartige Gesellschaft, sie sind lustig, sie lieben einen und geben mehr zurück, als sie nehmen.

Junge Menschen sollten sich früh klarwerden über ihre Ziele im Leben. Das gilt für Frauen mehr noch als für Männer, denn sie können aus biologischen Gründen mit der Familienplanung weniger lang zuwarten.

Mein Rat an junge Frauen: Habt keine Angst vor Familie und Kindern. Wenn ihr einen Partner habt, auf den ihr euch verlassen könnt, bleibt ihr relativ frei in der Gestaltung eures Alltags. Das gilt auch, wenn ihr mehrere Kinder habt. Die bilden oft ihren eigenen kleinen Klub, vor allem wenn man verhindern kann, dass sie eine zu starke Geschwisterrivalität entwickeln.

Ihr müsst nur da sein, wenn eure Kinder euch brauchen. Macht nicht mehr als nötig. Und vor allem, passt auf, dass ihr euch nicht zu Tode freut – über euer Leben.

Jordan Peterson ist klinischer Psychologe und emeritierter Professor der Universität Toronto. Seit seinem Bestseller «12 Rules für Life» zählt er zu den meist beachteten Intellektuellen der Welt.

Zuletzt von ihm erschienen: **Beyond Order – Jenseits der Ordnung.** 12 weitere Regeln für das Leben. FBV, 400 S., Fr. 36.90

Beim vorliegenden Text handelt es sich um eine Zusammenfassung von Vorträgen.

Rückeroberung der Normalität

Das Ende der Pandemie wird der Anfang von was?



Wir tanzten auf dem Vulkan, als ob er ewig ruhig sein würde.

Diese verwunderliche Stille vor der vermeintlichen Erlösung. Diese Ignoranz fast gegenüber dem baldigen Kriegsende nach zwei Jahren Kampf gegen einen unsichtbaren Feind, der knapp sechs Millionen Leben gekostet hat, 12000 bei uns. Die Schlachtfelder waren überall, sogar in den eigenen vier Wänden, der Feind steckte bisweilen im Freund. All diese Schlachtfelder, auf denen wir bewaffnet mit Impfstoff, Masken, Desinfektionsmitteln, Sitzregelungen und so weiter einsam gekämpft haben, auf denen wir kleine Siege uns gross geredet haben und in der nächsten Angriffswelle erbärmlich untergingen. Ein ums andere Mal.

Und jetzt, wo wir uns noch nicht ganz am Ende dieses Kampfes und jenseits der Schlachtfelder befinden, aber auf ihnen nicht mehr Leben ausgehaucht, sondern nur noch gerotzt und gehustet wird, weil der Feind begriffen hat, dass wir ihm tot nichts nutzen, und er sanfter schießt, dafür für immer; jetzt, wo all das wieder greifbar wird, was uns für zwei Jahre entglitten ist und was wir Normalität nannten, jetzt ist es, als ob uns die Kraft abhandengekommen ist, uns unsere Normalität vorzustellen und in sie hineinzugleiten.

Natürlich, wir alle leiden unter Kriegsmüdigkeit, sind angeschlagen und ausgehöhlt, vielleicht gar traumatisiert durch die Erkenntnis, wie verletzlich wir immer bleiben werden und wie fragil und wegnehmbar Freiheit in Kriegszeiten ist. Haben Substanz ver-

loren in all den Tagen und Nächten, in denen es immer mehr schien, als ob das einzige Licht jenes der Strassenbeleuchtung sei, das phasenweise nur noch die Quarantäne des öffentlichen Lebens erhellte. Die anfängliche Ruhe wurde dann doch zu Eintönigkeit und nicht zu Kraft, jedenfalls war das bei mir der Fall. Diese Nähe, die der Krieg und seine Folgen anfangs schufen, wurde irgendwann, nach der zweiten Welle bei mir, zur Sehnsucht nach Distanz. Nach Ferne auch, die je nach Kriegslage immer mehr in der Ferne verschwand.

Ich sehnte mich selten nach jener oft erwähnten und da und dort herbeigesehnten Normalität, die das Sein vor der Pandemie meinte. Es war eine Normalität des Zuviels geworden, und wir tanzten auf dem Vulkan, als ob er ewig ruhig sein würde. Wir tanzten, obwohl wir uns hätten hinsetzen müssen und den unermüdlichen Beat des Sounds unserer Zeit durch einen Fluss von Gedanken ersetzen, um auf eine oder mehrere Ideen zu kommen, wie ein Rhythmus sein müsste, in dem sich beide wiegen könnten, ohne zugrunde zu gehen; die Welt und wir.

Es ist wie immer in der Geschichte des Menschen und seinen geschaffenen Zivilisationen; eine Gesellschaft scheint unfähig, ohne äusseren Anstoss wie eine Seuche oder einen Krieg oder beides zusammen zurückzubuchstabieren, sie kennt ohne diese Katastrophen nur das Vorwärts, das Immerweiter, das Immer-

mehr und diese Hoffnung, dass der Fortschritt, dass des Menschen Erfindungsgabe ihn vom Schlamassel befreit, in das er sich regelmässig hineinmanövriert.

Ich rede von dieser alten Normalität und ihrem Mobilitätswahnsinn, von Billigflügen jederzeit nach überallhin. Von dieser Attitüde, die die Künstlerin Barbara Kruger mit den Worten «I shop, therefore I am» auf den Kern ihrer Perversion reduzierte und das Existenzdiktum von Descartes «I denke, also bin ich» der Unvernunft der Zeit anpasste. Krugers Satz stammt aus dem Jahr 1987, dem Golden Age des Konsums und des Hedonismus, aber er verlor bis zu diesem Krieg gegen einen unsichtbaren Feind nie seinen anziehenden Glanz.

So hoffe ich, dass diese verwunderliche Stille vor der Erlösung aus den Fängen einer Zeit, in der die Anzahl freier Intensivspitalbetten die Freiheit aller regelt, nicht Müdigkeit ist oder ein Schutzmechanismus, um sich nicht zu früh zu freuen, um dann umso mehr enttäuscht zu werden, wenn der unsichtbare Feind doch nicht vorhat, sich nur störend, aber nicht vernichtend bei uns einzunisten.

Im Grunde und entgegen besserem Wissen leider hoffe ich, dass diese seltsame Ruhe vor der bevorstehenden Erlösung ein Zeichen von Demut vielleicht sein könnte und leise den Beginn einer Epoche ankündigt, die nicht pausenlos dabei ist, die Geschwindigkeit des Weltenlaufs voranzutreiben.



VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

Die Umgebung von Bologna ist Herz und Wiege des italienischen Motorsports. Ferrari, Lamborghini, Maserati, Pagani und Ducati – ergründen Sie die kraftvolle Seele der Automobil-Begeisterung! Das Reiseprogramm umfasst eindrückliche Werkbesichtigungen, Museumsbesuche und kulinarische Genüsse Norditaliens – auf Wunsch verschmelzen Sie im Cockpit eines Ferrari F430 mit den Strassen um Maranello!

Wir logieren in einem Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum: die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns die Autoschmiede Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir in Fiorano Modenese im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

Reisetermine:

27. April bis 1. Mai 2022
7. bis 11. September 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–
Ermässigung bei Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Mamarbachi, Berset, Wermuth, Meyer, Scholz, Coons, Biden, Gates, Johnson, Harri



In Festlaune: Journalistin Mamarbachi.

Simonetta Sommaruga, Schlaumeierin, hat einen Dreh gefunden, wie man die Bevölkerung mit der neuen CO₂-Revisionsvorlage ohne neue Abgaben trotzdem zur Kasse bitten kann. Die SP-Bundesrätin will die CO₂-Abgabe auf fossilen Brennstoffen, seit dem 1. Januar 2022 120 Franken pro Tonne CO₂, nur mehr zur Hälfte an die Bevölkerung und die Wirtschaft zurück-erstattet. Bisher war es so, dass man diese Abgabe, die man schon vor Jahren eingeführt hat, zu zwei Dritteln an die Bevölkerung zurückgab – zum Beispiel in Form von Prämien-verbilligungen. So wie das Sommaruga jetzt aufgegleist hat, haben die Bürgerinnen und Bürger also auch ohne neue Zwangsabgaben künftig weniger Geld im Portemonnaie. (*hmo*)

Esther Mamarbachi, Aussteigerin, hat nach langer Karriere beim Westschweizer Fernsehen RTS genug. Die talentierte Freiburgerin war das Gesicht von so wichtigen Sendungen wie «19h30», «Infrarouge» oder «Mise au point». Zuletzt leitete sie die Sparte Politik. Über ihre künftige Arbeit will sich Mamarbachi noch nicht äussern. Bezüglich ihres Weggangs bei RTS meinte sie: «Mit den gestrigen Ankündigungen von **Alain Berset** glaube ich, dass ich ein grosses Abschiedsfest mit vielen Leuten ohne Einschränkungen wegen der Pandemie organisieren kann.» Man könnte meinen, Berset habe die Lockerungen extra verkündet, um Mamarbachi eine grosse Festivität zu ermöglichen. (*mö*)

Cédric Wermuth, Lehrer, verteilt gerne Noten. Vor der Abstimmung zum Mediengesetz schreibt der Chefgenosse in seinem Blog, es gebe in allen Blättern, vom *Tagi* über die *WoZ* bis zum *Blick*, hervorragende Journalisten und solche, «die den Beruf verfehlt haben». Zur zweiten Gruppe zählt der SP-Co-Präsi-



Dünnhäutig: SP-Co-Chef Wermuth.

dent wohl auch den bedeutendsten Publizisten der Blick-Gruppe: **Frank A. Meyer**. Den in Berlin lebenden 78-jährigen Ringier-Doyen beschimpft der 35-jährige Sozialist aus Zofingen im Text als «Möchtegern-Welterklärer», der «Hass und Lügen» verbreite. Offenbar kann es der Aargauer Nationalrat nicht verkraften, dass sich Freigeist Meyer immer wieder erlaubt, die Linke zu kritisieren – zum Beispiel wegen ihrer Migrationspolitik. Medienschaffende sind für Wermuth gut. Aber nur, solange sie brav seine Positionen ins Land posaunen. (*odm*)

Olaf Scholz, USA-Reisender, hat einen möglichen Vertreter für Notfälle gefunden. Bei seinem Antrittsbesuch in Washington traf der deutsche Kanzler auf einen fast perfekten Doppelgänger: Senator **Chris Coons**, ein Demokrat aus Delaware. Günstig für eine neue Freundschaft: Dies ist der Heimatstaat von Präsident **Joe Biden**. (*ky*)

Melinda Gates, Ex-Gattin, zieht noch einen Schlusstrich: Die von Microsoft-Gründer **Bill Gates** geschiedene Philanthropin will den Grossteil ihres Vermögens (11,4 Milliarden Dollar) nicht der nach ihr und ihrem Ex benannten Stiftung spenden. Gründe gab sie keine an. Die Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung hat ein Vermögen von 50 Milliarden Dollar. (*ky*)

Boris Johnson, Trapez-Artist, gehen die Leute aus. Nach dem Rücktritt vieler Berater muss der angeschlagene Briten-Premier sogar auf einen Brexit-Gegner zurückgreifen: **Guto Harri** nannte den Regierungschef schon mal «sexuell inkontinent». Jetzt ist Harri für Kommunikation in Nummer 10 verantwortlich. In einer ersten Presseerklärung hielt er nun fest, Johnson sei «kein totaler Clown». (*ky*)

Scholz sollte Merkel um Mode-Tipps bitten

Bilder sagen bekanntlich mehr als tausend Worte. Und deshalb wird sich das Foto von Olaf Scholz im grauen Schlabberpullover auf seiner Flugreise in die USA zum Staatsbesuch bei Joe Biden wohl in der öffentlichen Wahrnehmung einprägen.

Persönlich muss ich sagen: Scholz hätte zumindest seine Vorgängerin Angela Merkel um modischen Rat fragen können. Aber vermutlich war er einfach froh, dass er endlich wieder einmal fotografiert wurde.

Der Sturm der Entrüstung über die Aufmachung des Kanzlers ist für mich aber deplatziert. Schliesslich geht es bei einer langen Flugreise vor allem darum, sich zu erholen und für die anstehenden Aufgaben vorzubereiten. Und dazu ist eine bequeme Kleidung sicher nicht falsch.

Wenn aber Journalisten und Fotografen im selben Flugzeug reisen, muss man sich tatsächlich warm anziehen – und auf alles



Eine Frage des Respekts: Kanzler Scholz.

gefasst sein. Deshalb zog ich es in meiner Zeit als Fifa-Präsident vor, ohne mediale Mitpassagiere zu reisen. Das Leben ist schliesslich keine permanente Pressekonferenz.

Aber wie schrieb doch schon Gottfried Keller? «Kleider machen Leute». Das gilt auch über den Wolken. Bei mir kam es vor, dass ich einen Mitarbeiter vor einer Reise wieder nach Hause schickte, als er in Jeans daherkam.

Das Outfit ist schliesslich immer auch eine Frage des Respekts gegenüber den Mitmenschen. Deshalb war es für mich immer sakrosankt, dass ich – sobald ich das Flugzeug in einem anderen Land verliess – Anzug und Krawatte trug.

Aber Olaf Scholz hat genügend Zeit zum Üben. Seine erste Amtszeit dauert noch fast vier Jahre.

Sepp Blatter

MÖRGELI

Affentheater in Basel-Stadt

In Basel erzählt man sich diesen Witz: Kommt ein Zürcher mit einem Affen an der Leine nach Basel. Da er im Lächerli-Huus einkaufen will, fragt er vor der Ladentür eine Passantin, ob sie seinen Affen nicht rasch halten könne. Die junge Baslerin ist einverstanden. Da kommt die alte Frau Merian daher, weist auf den Affen und fragt sie: «Wo hän Si denn däähär?» Die junge Frau antwortet: «Däähisch vome Ziircher!» Darauf Frau Merian in schneidendem Tadel: «Jo, hän Si däähänyyt gsee im Ultraschall?»

Diese Vermischung von Mensch und Affe funktioniert nur im Witz. Würde man meinen. Doch in Basel könnte sie bald Tatsache sein. Geht es nach einer Volksinitiative vom 13. Februar, sollen künftig Grundrechte für Affen in der Kantonsverfassung stehen. Das rot-grüne Basel unterstützt das Vorhaben, die Grenzen zwischen Mensch und Tier aufzuheben. «Der Kanton Basel-Stadt kann hier eine Vorreiterrolle übernehmen», meinte die Sprecherin der Grünen im Parlament. Die SP gendert die Affen in vollem Ernst und spricht von «Primat:innen». Die ersten Menschen waren eben nicht die letzten Affen.

Doch was sollen die diskriminierten «intelligenten» Schweine dazu sagen? Und was kommt nach den verfassungsmässigen Affengrundrechten in Basel sonst noch alles auf uns zu? Allerhand, lassen uns die dortigen politischen Mehrheiten vermuten. Zweifellos haben die Affen neben Männern, Frauen und Binären auch ein Recht auf eigene Toiletten. Warum gibt es eigentlich in den Verwaltungsräten von börsenkotierten Firmen bloss eine Quote für Frauen, nicht aber für Affen? Niemand zweifelt daran, dass auf Basels politischer Traktandenliste demnächst auch die Abgabe von Gratis-Tampons an Äffinnen gefordert wird.

Bei den Unterstützenden der Basler Primaten-Initiative beeindruckt uns Desiree G., von Beruf «Aktivistin». Oder Hans-Jörg B., «Veganfoodtrucker». Oder Mario S., «Hobby-Fotograf». Es finden sich aber auch so edel klingende Namen wie von Wartburg, van Vulpen und van Epple. Der Affe ist eben das Tier, das auf Bäumen lebt. Besonders gerne auf Stammbäumen.

Christoph Mörgeli

Aufstand gegen die Demokratie

Die Operation Libero verlangt,
dass Burkas vom Burkaverbot ausgenommen werden.

Marcel Odermatt

Die Operation Libero stand am Schluss als Verliererin da. Die Gruppe hatte an vorderster Front gegen die Burka-Initiative gekämpft. Doch die Stimmbürger sagten vor elf Monaten ja zum Anliegen.

Das Justizdepartement von Karin Keller-Sutter hat nun einen Vorschlag für die Revision des Strafgesetzbuches ausgearbeitet, wie der Verfassungsauftrag umgesetzt werden soll. Diese Absicht schickte die Bundesverwaltung im Rahmen der Vernehmlassung an die interessierten Kreise – darunter Operation Libero.

Die Organisation, die gemäss Eigenwerbung «die Schweiz verwirklichen» will, hat diese Tage ihre Antwort der FDP-Bundesrätin zukommen lassen. Operation Libero schreibt, sie fordere, «dass eine ausdrückliche Ausnahme für religiöse Gesichtsschleier vorgesehen wird». 2017 wurde das Volksbegehren mit 105 553 Unterschriften eingereicht. 2021 votierte eine Mehrheit von 1 427 344 Personen für ein Ja mit der Absicht, dass es Musliminnen im öffentlichen Raum künftig untersagt ist, einen Nikab oder eine Burka zu tragen.

Unterschiedliche Schutzniveaus

Das kann man richtig oder falsch finden. Doch der demokratische Volkswille war klar. Die Bevölkerung möchte nicht, dass sich muslimische Frauen verhüllt in der Öffentlichkeit bewegen. Die politische Bewegung mit dem pinken Emblem will diesen Entscheid nun wieder rückgängig machen. Dabei argumentiert die Truppe mit internationalen Verträgen. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat das französische Gesetz, das die Burka aus dem öffentlichen Raum verbannen soll, als «menschenrechtskonform» taxiert. Also geht Operation Libero einfach eine Stufe höher. Jetzt, so erklären sie, «besteht an der Unvereinbarkeit mit der Praxis des Uno-Menschenrechtsausschusses kein Zweifel». Unterschiedliche Schutzniveaus verschiedener Menschenrechtsverträge seien nichts Ungewöhnliches. «Entscheidend ist dann der höchste, für den Staat verbindliche Schutzstandard.»

Bern

Das Beispiel illustriert perfekt, wie die Verantwortlichen der Operation Libero ticken. Sie sind sich zwar bewusst, was die Stimmbürger wollten. Dass der Gesetzesentwurf keine Ausnahme für Verhüllungen aus religiösen Gründen enthalte, entspreche dem «Willen der Initiant*innen», erläutern sie. Aber: «Dieser Wille darf nicht ausschlaggebend sein.»

Die Konsequenz dieser Haltung: Schweizer können Unterschriften sammeln und abstimmen, so viel sie wollen – aus Sicht dieser Leute ist der ganze Aufwand *pour la galerie*, wenn sie mit dem Abstimmungsergebnis nicht zufrieden sind. Pariert das Volk nicht an der Urne, werden internationale Abkommen bemüht, um das Ergebnis wieder zu kippen. Die direkte Demokratie ist für sie nur akzeptabel, wenn die Beschlüsse in ihrem Sinne ausfallen. Sonst werden sie weiter bekämpft, auch wenn die Bevölkerung ihr Urteil längst gefällt hat.



Vincenz und das Klosterbier

Alles begann im Kloster Disentis. Ora et labora. Waren Verwaltungsräte mit Vincenz im Puff?



Ich kannte den Vater und die Mutter von Pierin Vincenz. Gion Clau Vincenz gehörte – wie mein Vater – zu jenem Fünfer-Klub, der Willi Ritschard bei der Wahl in den Bundesrat unterstützte, damit Leo Schürmann nicht mehr Bundesrat werden konnte. Und Hans Hürlimann, der grosse Kater aus Zug, den Sprung in den Bundesrat schaffte. Es war ein Spiel über die Bande.

Jeden Winter besuchen mehr als 4000 Gäste unseres Hotels das Kloster Disentis. Sie fahren am Morgen in einem Panoramawagen der Matterhorn-Gotthard-Bahn über den Oberalppass nach Disentis. Und am Nachmittag wieder zurück. Bei gutem Wetter ein Erlebnis. Bei schlechtem Wetter ein noch grösseres, weil man im Wintergarten durch Schneestürme auf über 2000 Meter über Meer fährt.

Ein Besuch des Klosters Disentis lohnt sich auch für alle Leserinnen und Leser der *Weltwoche*. Erst recht, seit die Klosterkirche nach der Renovation in neuem Glanz erstrahlt. In Disentis zur Schule ging auch Pierin Vincenz. Er war und blieb ein Freund dieser nicht nur religiösen Festung in den Alpen, die aus der Zeit Karls des Grossen stammt.

In der *cantina* des Klosters kann man Klosterbräu geniessen. Ich hatte – so naiv, wie ich bin – den Verantwortlichen des Klosters einst vorgeschlagen, unsere Gäste könnten doch ihre Brauerei besichtigen. Nach etwas Rumgedruckse die Wahrheit: Das Klosterbräu werde in Flims gebraut. Die Brauerei gehöre offenbar Pierin Vincenz, von dem die Idee des Klosterbräus stamme. Angesichts seiner Verdienste für die Renovation des Klosters habe man da nicht gut nein sagen können. – Die Aktienbrauerei

Flims befindet sich in Liquidation. Neu wird das Bier nun in Davos gebraut. Motto: Ora et labora.

Pierin Vincenz war, ist und bleibt bis auf die Knochen ein höchst erfolgreicher katholischer Sünder und Hallodri zugleich. Noch ist das nicht strafbar. Die Fakten:

1 — Vincenz systemrelevant: Sowohl die Raiffeisenbank wie die Credit Suisse sind systemrelevante Banken. Im Klartext bedeutet dies: Was auch immer geschieht, am Ende haften der Bund und die Nationalbank. Es ist dies eine Gratis-Vollkasko-Versicherung. Bei der Credit Suisse folgt ein Skandal auf den andern. Noch

Aus der Ferne betrachtet, entsteht der Eindruck, vor dem Zürcher Strafrichter stehen die Falschen.

nie wurde jemand von der Zürcher Strafjustiz zur Rechenschaft gezogen. *Züri-Häfeli, Züri-Deckeli*. Im Gegensatz zur Credit Suisse eilte die Raiffeisenbank in der Ära Vincenz von einem Erfolg zum nächsten. Vincenz war nicht nur erfolgreicher, sondern er hat pro Jahr die Bank auch fünf Mal weniger gekostet als die ständig wechselnden Chefs der Credit Suisse.

2 — Vincenz nicht systemrelevant: Das Rotlichtmilieu ist eine Branche wie jede andere auch. Männer suchen und finden hier Entspannung. Nicht alle, aber auch nicht wenige. Wäre die Welt ohne Puffs friedlicher und frauenfreundlicher? Vielleicht nicht, weil alle in die Illegalität abtauchen würden. Pierin Vincenz hat in all den Jahren zusammen mit seinen Freun-

den und Geschäftspartnern in Nachtclubs «nur» 220 000 Franken auf den Tisch geklopft. Das war für eine Branche, in der die Flasche Champagner nach *Weltwoche*-Recherchen 1000 Franken kostet, alles andere als systemrelevant. Deshalb hat der für einmal lebensnahe St. Galler Uni-Rektor alle Spesenbelege abgezeichnet.

Hat Vincenz gekauft? Pierin Vincenz und sein zeitweiliger Spindoktor und Partner Beat Stocker sind Schlitzohren. Sie haben Unternehmen, an denen sie direkt oder indirekt beteiligt waren, an die Raiffeisenbank oder an eine von der Raiffeisenbank kontrollierte Tochtergesellschaft verkauft. Hätten sie ihre Beteiligung offenlegen müssen? Ja! Hätten die Verwaltungsräte im Rahmen einer Due-Diligence-Prüfung danach fragen müssen? Erst recht: Ja! Hätten die Verwaltungsräte, die lieber in den Nachtclubs herumhingen, statt zu arbeiten, die Gesellschaften auch gekauft, wenn Vincenz und Stocker nicht Aktionäre gewesen wären? Ganz gewiss: Ja! Ist ein Schaden entstanden? – Die Frage ist offen: Aber wenn dies der Fall wäre, müsste man ihn auf dem zivilrechtlichen Weg geltend machen.

Fünfzehn Millionen Rechtskosten? Die Raiffeisenbank hat nach Vincenz' Abgang an Drive verloren. Um ihr Gesicht zu wahren, haben die Verwaltungsräte bisher fünfzehn Millionen Franken Rechtskosten auflaufen lassen.

Aus der Ferne betrachtet, entsteht der Eindruck, vor dem Zürcher Strafrichter stehen die Falschen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Edle Ritter der Lüfte

Armeegegner und ihre Komplizen bekämpfen den F-35, noch bevor der Kaufentscheid gefallen ist. Mit gutem Grund. Der Kampfjet ist das Herz jeder regulären Armee.

Von Alex Baur



Zweifellos der modernste, schlagkräftigste und günstigste Jet: F-35 Lightning.

Auf 50 000 Fuss über Meer verdunkelte sich der Himmel, während sich der Horizont zu krümmen begann. Im Cockpit herrschte totale Ruhe. Nichts bewegte sich. Dabei rasten wir mit zweifacher Schallgeschwindigkeit über die Baltische See. Es war einer jener magischen Momente, in denen man sich wünscht, die Zeit möge stillstehen.

Das war Anfang Juli 2013. Im Hinblick auf die Abstimmung über den JAS 39, besser bekannt als Gripen, hatte mich die Herstellerfirma Saab zu einem Flug mit dem Kampfjet eingeladen. Ich besass eine Lizenz als Privatpilot und flog auch Akrobatik. So mutete mir der Werkpilot von Saab einige spektakuläre Flugmanöver zu und überliess mir zwischendurch das Steuerhorn.

Für einen Piloten gibt es kein schöneres Erlebnis, als am Knüppel eines Kampfjets zu sitzen. Mein Bericht fiel gleichwohl zurückhaltend

aus. Gerade weil ich eine Ahnung von der Fliegerei habe, wusste ich, dass ich nicht beurteilen konnte, ob der Gripen nun wirklich der richtige Kampfjet für die Schweiz war. Es war die Frage, die damals fünf Millionen Schweizer Stimmberechtigte, von denen die allermeisten noch weniger wussten als ich, zu beurteilen hatten.

Siegeszug der Kampfflieger

Eines führte mir der Flug über die Ostsee aber in aller Klarheit vor Augen: Ohne Kampfjet ist jede reguläre Armee verloren. Für einen Angriff braucht es Bodentruppen, die am Schluss die Drecksarbeit verrichten. Doch ohne den Schutz vom Himmel kann man nur verlieren. Um das zu begreifen, muss man nicht selber fliegen. Doch im Cockpit konnte ich die unendliche Überlegenheit einer Kampfplattform, die man nach Belieben dreidimensional mit Schall-

geschwindigkeit frei durch den grenzenlosen Raum manövriert, sinnlich erfassen.

Der Siegeszug der Kampfflieger begann bereits im Ersten Weltkrieg. Die tollkühnen Fliegerasse wie der «Rote Baron» Manfred von Richthofen (80 Abschüsse), der Brite Edward Mannock (54 *kills*) oder der Franzose Georges Guynemer (53 *victoires*, wobei er selbst acht Mal abgeschossen wurde, bevor er im September 1917 in den Tod stürzte) waren Helden mit ritierlichem Nimbus, die selbst von ihren Todfeinden bewundert wurden.

Der Erste Weltkrieg war, im wahrsten Sinne des Wortes, die Inkarnation barbarischer und sinnloser Massenschlächtereien, bei denen sich keiner mit Ruhm bekleckerte. Ausser den Kampfpiloten. Und so war es auch im Zweiten Weltkrieg. Die Bomber-Crews von Arthur Harris, welche Deutschland in Schutt und Asche

legten, hatten den höchsten Blutzoll entrichtet; doch nach dem Sieg versuchte man sie möglichst schnell zu vergessen. Die Helden waren die Jägerpiloten, egal, welcher Provenienz.

Selbst auf der deutschen Seite, wo es wenig Ehre zu erhaschen gab, gingen die Fliegerasse erhobenen Hauptes aus dem Zweiten Weltkrieg hervor. Einige von ihnen bekleideten später beim Aufbau der Bundeswehr führende Positionen, wobei die Uniformen, Orden und Abzeichen der alten Wehrmacht in der Luft weitgehend erhalten blieben. Das Hakenkreuz liess man weg, das Ritterkreuz blieb.

Zweifellos gab es stramme Nazis unter den deutschen Kampfpiloten, doch Kriegsverbrechen konnte man ihnen kaum vorwerfen. Jäger greifen an, um andere zu verteidigen. Selbst in den blutigsten Schlachten hielten sich die meisten Kampfpiloten an einen Ehrenkodex. So war es etwa verpönt, auf Gegner im Fallschirm oder auf Zivilisten zu schießen. Den Niederungen des Schlachtfeldes entrückt, konnte man sich in der Luft diesen Rest an Menschlichkeit leisten.

Alierte rüsteten zu spät auf

Im Zweiten Weltkrieg wurde definitiv klar: Die Lufthoheit allein ist zwar noch kein Garant für einen Sieg – doch ohne Fliegerschutz kann man sicher nicht gewinnen. Daran hat sich seither nichts geändert. Ob Jom Kippur, Falklandinseln, Irak, Kosovo, Libyen oder Syrien, die wichtigen Entscheidungen wurden stets in der Luft eingeleitet. Selbst modernste Raketen, Drohnen oder Lenkwaffen können Kampffjets nicht ersetzen. Sie sind das Herz jeder regulären Armee und damit auch die Achillesferse.

Nach dem Ersten Weltkrieg glaubten viele, der ewige Friede sei ausgebrochen. Der Irrsinn des mechanisierten Krieges war so offensichtlich, dass er unter keinem Titel zu rechtfertigen war. Man konnte sich nicht vorstellen, dass es je wieder Krieg geben würde. So war die Abschaffung der Armee bis in die späten 1930er Jahre ein zentraler Punkt im Programm der Schweizer Sozialdemokraten. Der Versailler Vertrag untersagte Deutschland den Bau von Motorflugzeugen. Ohne Luftwaffe sei die Wehrmacht keine Bedrohung, lautete die einfache Formel.

Nach der Machtergreifung 1933 setzte sich Hitler über dieses Verbot hinweg. Die Luftwaffe hatte für ihn höchste Priorität. Den späteren Alliierten kann man vorwerfen, dass sie zu spät nachgerüstet hatten. Sonst wären Hitlers Blitzsieg in Polen und in Frankreich nicht möglich gewesen. Dahinter lag derselbe Denkfehler, dem die Pazifisten bis heute erliegen: Wenn die Friedfertigen mit dem vermeintlich guten Vorbild vorausgehen und abrüsten, ist das für die Kriegstreiber und Tyrannen geradezu eine Aufforderung, ihre Arsenalen auszubauen.

In der Schweiz erkannte man die drohende Gefahr. 1937 lancierte der Politiker und

Schweizer Kampffjets in Zahlen



F-35 Lightning II



F/A-18 Hornet C/D

Erstflug	15.12.2006	3.9.1986
Indienststellung	5.5.2011	1.9.1989
Länge	15,67 m	17,07 m
Spannweite	10,67 m	11,43 m
Flügelfläche	42,7 m ²	37,16 m ²
Max. Startmasse	31,75 t	25,4 t
Waffenlast	8,1 t	7,7 t
Treibstoff (intern)	8,3 t	5,1 t
Reichweite	2222 km	2000 km
Max. Schub	191,3 kN	158 kN
Max. Speed	Mach 1,6	Mach 1,8
Dienstgipfelhöhe	50 000 Fuss (15 240 m)	50 000 Fuss
Bordkanone	25 mm/180 Schuss	20 mm/578 Schuss
Stückzahl weltweit	760 (geplant 3000+)	1480

Weitere Informationen auf www.swiss-f35.ch

Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler seine «1000-Kampfflieger-Initiative». Unter dem Eindruck der faschistischen Bedrohung rang sich die SP zu einem halbherzigen Kurswechsel durch und unterstützte «Duttis» Initiative. 1939 waren die 100 000 Unterschriften zusammen. Doch als die Schweiz bereit gewesen wäre, ihre Luftwaffe nachzurüsten, war es zu spät. So kam man auf das «Réduit».

Nach den ernüchternden Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges rüstete die Schweiz rasant auf. Mit insgesamt über 300 Vampires und Venoms begann Anfang der 1950er Jahre das Jet-Zeitalter. In Emmen und in Altenrhein entwickelten die Schweizer zudem zwei eigene Kampffjets, den N-20 und den P-16. Vor allem

Die Mirage war trotz dem Finanzdebakel ein Flieger der Extraklasse.

der P-16 (aus dessen Grundriss entstand später der Learjet) war erfolgversprechend. Doch nach dem Absturz des zweiten Prototyps bekam der Bundesrat kalte Füße und stoppte das Projekt. Stattdessen kaufte man insgesamt 160 Stück des legendären britischen Hunter.

Kompromiss-Jet Gripen

Die Kontroversen begannen mit der französischen Mirage III S. Als das Parlament 1961 den Kauf von hundert Stück für 870 Millionen Franken bewilligte, war der Deltaflügler der modernste und vielleicht beste Kampffjet der Welt.

Einiges sollte mit Schweizer Beteiligung noch perfektioniert werden. Dabei kam es zu massiven Kostenüberschreitungen. Am Ende resultierten 57 Mirages, die rund eine Milliarde kosteten. Der Skandal um die «Mirage-Affäre» erschütterte die Luftwaffe nachhaltig.

Die Mirage war trotz dem Finanzdebakel für seine Zeit ein Flieger der Extraklasse. Doch fortan wurde jede Kampffjet-Beschaffung zum Politikum. Zum einen lag es an den Armeegegnern, welche die ungeheure symbolische Kraft des Kampffjets entdeckten. Zum andern lag es an den Querelen, welche jede Beschaffung innerhalb der Miliztruppe auslöste. Dieser fatale Mix machte jede Typenwahl zum Spiessrutenlauf.

Mit dem als «Drittweltflieger» verspotteten Northrop F-5 Tiger wählte der Bundesrat 1975 einen eher schwachen Kompromiss. Mit der Ausmusterung des Hunter verlor die Armee die Möglichkeit, Bodenziele anzugreifen. Daran änderte auch die 1992 beschlossene Beschaffung des topmodernen und dank Nachrüstungen bis heute fitten F/A-18 nichts. Ursprünglich war eine erdkampftaugliche zweite Tranche vorgesehen, auf die man später verzichtete. Nach dem Ende des Kalten Krieges schien es wieder einmal, als wäre der ewige Friede ausgebrochen.

Mit dem Gripen E suchte der Bundesrat erneut einen Kompromiss. Es war vielleicht nicht der beste, aber der günstigste und für Schweizer Bedürfnisse als ausreichend taxierte Kampffjet, an dessen Weiterentwicklung die Schweizer Industrie zudem massgeblich beteiligt war. Doch die Armeegegner liessen sich



Siegeszug der Kampfflieger: Fliegerass Manfred «Rote Baron» von Richthofen, ca. 1916.

nicht besänftigen. In Anlehnung an den Mirage-Skandal redeten sie einen angeblich unfertigen «Papierflieger» herbei (der in Brasilien übrigens inzwischen fristgerecht angeliefert wurde). Doch abgeschossen wurde der Schwede aus Armeekreisen. Insbesondere auch wegen der geringen Stückzahl wollten viele lieber keinen Jet als einen halbherzigen Kompromiss.

Antiamerikanismus als Staffage

Nachdem sich der Souverän mit einem knappen Mehr grundsätzlich für die Beschaffung eines neuen Kampffjets ausgesprochen hatte, entschied sich der Bundesrat im letzten Juni für den Kauf von 36 Stück des F-35 Lightning. Der Clou: Obwohl es sich zweifellos um die modernste und schlagkräftigste aller in Betracht gezogenen Varianten handelt, ist es auch die günstigste. Dafür gibt es eine simple Erklärung: Der Hersteller Lockheed Martin fertigt den Tarnkappen-Jet in einer derart hohen Auflage, dass der Stückpreis des 2011 in Serienproduktion gegangenen Fliegers ständig sinkt.

Die Entwicklung moderner Kampffjets dauert Jahrzehnte. Seinen Erstflug feierte der F-35 Lightning bereits im Dezember 2006; doch seine Konkurrenten stammen aus den 1990er Jahren. Nicht nur die Tarnkappen-Eigenschaften, sondern vor allem die Sensoren und die Datenintegration verschaffen dem Lightning einen Vorsprung gegenüber der Konkurrenz, der durch Nachrüstungen nicht mehr wettgemacht werden kann. Aus militärischer Sicht ist es fast

unmöglich, ein sachliches Argument gegen den Amerikaner zu finden.

Die Armeegegner liessen sich nicht entmutigen. Noch bevor der Typenentscheid gefallen war, gaben sie im letzten Juni bei der Bundeskanzlei eine Initiative ein, die den Kauf eines Militärfliegers aus den USA verbieten will. Die Domain «stop-f-35.ch» sicherten sie sich bereits im Dezember 2018. Doch der Antiamerikanismus ist nicht mehr als Staffage. Liest man den Initiativtext genau, würde bei Annahme die Beschaffung eines Kampffjets, welcher Provenienz bis ins Jahr 2040 faktisch verunmöglicht.

War der Gripen angeblich zu schwach, ist der Lightning nun zu stark. Als treuester Verbündeter der Armeebeschaffer hat sich die «Rundschau» von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) hervorgetan. Bereits im Oktober be-



hauptete die Sendung aufgrund von Interviews mit Flugplatzanwohnern in den Niederlanden und Norwegen, der F-35 sei viel lauter als ältere Flugzeuge. Tatsächlich ist er gemäss Untersuchungen der Armee rund drei Dezibel lauter als die F/A-18 C/D, was indes von blossem Ohr kaum festzustellen ist. Was die «Rundschau» ihren Zuschauern vorenthielt: Die europäischen Konkurrenten des F-35 sind kaum leiser.

Letzte Woche feuerte die gebührenfinanzierte «Rundschau» eine weitere Salve gegen den amerikanischen Flieger: Es wird insinuiert, der F-35 hätte das Rennen gemacht, weil er im

Flugs wurde der Jäger zu einem «Bomber der Lüfte» für Erstschläge im Ausland umgedeutet.

Evaluationsprogramm ein Ziel in Tschechien habe bombardieren können. Das klingt politisch brisant. Flugs wurde der Jäger zu einem «Bomber der Lüfte» für Erstschläge im Ausland umgedeutet. Ein Affront für die neutrale Schweiz.

Wie kam Evaluation zur «Rundschau»?

Der vermeintliche Scoop erweist sich als tendenziös in mehrfacher Hinsicht. Beim zitierten Geheimpapier handelt es sich um eine fiktive Übungsanlage, bei der es in erster Linie um die Auslotung von Reichweiten ging. Da die Schweiz zu klein ist, waren die Ziele zwangsläufig irgendwo im Ausland. Das ist schon deshalb irrelevant, weil im Kriegsfall die Neutralität per definitionem dahinfällt. Auf Tschechien kommt man erst, wenn man die fiktiven Koordinaten auf eine Landkarte legt. Doch der fiktive Angriff auf das Bodenziel war nicht entscheidend für die Typenwahl, floss er doch gerade mal zu 2,75 Prozent in die Evaluation ein. Dass er auch Bodenziele angreifen kann, macht den F-35 nicht zum «Bomber».

Die wirklich brisante Frage wurde nicht gestellt: Wer hat die geheime Evaluation der «Rundschau» gesteckt? Was grossartig als «investigative» Leistung verkauft wurde, ist in Wahrheit ein banales Leck. Das Schweizer Fernsehen liess sich von Gegnern des F-35 schlicht und ergreifend einspannen. Neben der Schweizer Armee hatten nur die unterlegenen Konkurrenten des F-35 diese Unterlagen.

Die Kontroverse zeigt indes, wie schwierig es für Laien ist, über fiktive Bedrohungen zu diskutieren. Die wirklich perfiden Szenarien haben es in sich, so dass keiner damit rechnet. Ein Krieg in Westeuropa erscheint heute so unreal wie in den Roaring Twenties des letzten Jahrhunderts. Kaum einer konnte sich damals ein Hitler-Regime vorstellen. An das, was kommen mag, können wir auch heute nur glauben – Wissen schöpften wir allein aus dem, was war. Dabei wird allerdings klar: Waffen sind gefährlich; keine zu haben, ist noch gefährlicher.

Sie bricht Nasen und Herzen

Hillbilly, Kannibalin, inzestuöse Kultanhängerin:
Julia Garner spielt keine gewöhnlichen Rollen. Sie ist ja auch keine gewöhnliche Frau.

Sarah Pines

Spätestens seit der Corona-Pandemie sollte klar sein: Filmstars sind anti-intellektuelle Halunken, die sich selbst aus der Mode gebracht haben. Nach der Krise der Filmindustrie, verzettelt in Quotenstreitigkeiten um Geschlecht und Diversität, nahezu paralysiert von sterilen, politisch-korrekten Drehbuchvorgaben und Oscar-Shows, hingen Stars, deren wichtigster Einwürfe zu gesellschaftlichen Anliegen schon längst keiner mehr hören mag, während der Lockdowns grosskotzig in schaumigen Badewannen, in Pools oder auf Jachten ab und posteten entsprechend herablassende Bilder auf sozialen Medien. Was einmal Avantgarde war, ist abgehalftert. Und jetzt kommt Garner, anders und wichtig, verrückt und aufrichtig.

Wie eine barocke Putte

Sie schreie wie Caravaggios «Medusa» oder wie der Boxer Mike Tyson, sagt Julia Garner von sich. Sie wird für Rollen angeworben, die nicht jede spielen wollte oder könnte: Hillbilly, Kannibalin, Mormonin, inzestuöse Kultanhängerin, schwangerer Teenager, Trailerpark-Bewohnerin. Julia Garner, 28, in der Bronx aufgewachsen, der Vater Kunstlehrer, die Mutter ehemalige Komödiantin aus Israel, jetzt Therapeutin, ist der heimliche Star der amerikanischen Kultserie «Ozark» (2017 bis heute). Sie spielt die Redneck Ruth Langmore, Stripklub-Besitzerin und Assistentin des Geldwäschers Jason Bateman.

Garner ist charmant, schön, mit einem Hauch Unbegreiflichkeit darin, modern und aus der Zeit gefallen wie eine barocke Putte. Sie flucht, sie haut und schreit, tritt einen Mann aus dem Rollstuhl, und das alles mit dem edlen Stummfilm-Gesicht einer seltsam hybriden Kreuzung aus Marlene Dietrich und Jean Harlow. Ihr Markenzeichen ist der bedeutende Haarschopf, den sie nicht immer hatte. Sie war zwölf, und plötzlich wuchsen die Haare am Ansatz gekräuselt nach. Sie habe ausgesehen wie ein Rattennest, erinnert sich Garner, die eine hysterische Ratten- und Mäusephobie hat. Körper-

lich sei es das Seltsamste gewesen, was ihr je widerfahren sei.

Für die Rolle der Ruth gewann Garner zwei Emmy Awards. Am 22. Februar strahlt Netflix «Inventing Anna» aus, mit Garner in der



Antiintellektuelle Halunkin:
Kultserien-Star Garner.

Hauptrolle der Hochstaplerin Anna Sorokin, Kind russischer Einwanderer, die in der Nähe von Köln, in Eschweiler, aufwuchs. In der Schule war sie ruhig, konnte nicht gut Deutsch, studierte Kunst in London, dann wurde sie Modepraktikantin in Paris. 2013 kam sie nach Manhattan und bezog im Hotel «11 Howard» ein Zimmer für 400 Dollar die Nacht, wurde «Anna Delvey», vorgeblich Kind reicher Eltern. 2019 wurde sie vor Gericht des Betruges und Diebstahls von 275 000 Dollar schuldig gesprochen und zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt.

Sie sei die unjüdischste jüdische New Yorkerin, die sie kenne, sagt Garner. Sie möge nämlich keinen Bagel, die seien ihr zu gross und

klobig. Heute lebt sie am Lake Hollywood in Los Angeles, wo sie mit ihrem Mann Mark Foster, dem Leadsänger der Band Foster the People, und einer Bulldogge wohnt. Sie kocht aus Ina-Garten-Kochbüchern und trägt gern Pyjamas. Es sei absurd, wie viele sie habe, sagt sie und führt in einem «Alice im Wunderland»-Heft Tagebuch zu ihren Rollen, darüber, was die verschiedenen Frauen, die sie verkörpert, wohl gerade denken und tun würden.

Altes Hollywood als Vorbild

Garner breche Nasen und Herzen gleichermaßen, schrieb die *New York Times*. Tatsächlich. In Garners erster Hauptrolle als mormonischer Teenager in Rebecca Thomas' «Electrick Children» (2012) ist sie Tochter eines Predigers und glaubt, beim Hören eines Blondie-Liedes schwanger geworden zu sein. Sie macht sich auf die Suche nach der Stimme des Liedes, um den Vater des Kindes zu finden. Mit gerade mal sechzehn Jahren spielte sie in ihrem ersten Film, «Martha Marcy May Marlene» (2011), eine Sektiererin, es folgte Rolle auf Rolle. Erst während des Pandemie-Lockdowns machte Garner zum ersten Mal wieder richtig Pause.

Als Kind war Garner schüchtern und epileptisch gewesen, begann mit fünfzehn Jahren Schauspielunterricht zu nehmen, um aus sich herauszukommen. Im Schultheater spielte sie Fee Glinda im rosa Kleid aus dem «Zauberer von Oz». In «Ozark» presst sie als Ruth eine billige, rosa Plastiktasche an sich – das Kostbarste, was Ruth hat. Garners Vorbilder: das alte Hollywood. Schon als Kind schaute sie Verqueres, Düsteres wie «Rosemary's Baby», Ernst Lubitschs «The Student Prince in Old Heidelberg» und «All About Eve» mit Bette Davis, die bis heute ihr Vorbild ist. Weil es nie so ausgesehen habe, als würde Davis schauspielern, sagt Garner in fast jedem Interview, das sie gibt. Sie war einfach da.

Es braucht «bad girls»: Seite 69

Olaf Scholz und der Kreml

Deutschlands Bundeskanzler laviert in der Ukraine-Krise. Was ist von einem Mann zu erwarten, der bis zum Mauerfall als Amerika- und Nato-Gegner mit der DDR gemeinsame Sache machte?

Hubertus Knabe

Berlin

Helmut Schmidt sei sein Vorbild, erklärte der sozialdemokratische Kanzlerkandidat Olaf Scholz im deutschen Wahlkampf. Der Kanzler der SPD, der die Bundesrepublik von 1974 bis 1982 regierte, wird bis heute hochgeschätzt, weil er in Krisensituationen Führungskraft zeigte.

Bei Scholz wird diese Kraft zu führen von vielen Kommentatoren seit Wochen vermisst. Während Russland die Ukraine mit immer mehr Soldaten umstellt, verhält sich Deutschland so, als ginge es dies nichts an. «Früher», so brachte der türkische Präsident Recep Erdogan die Kritik auf den Punkt, «kam Merkel an und hielt den Schlüssel zur Lösung des Problems in der Hand. So eine Führungsfigur gibt es im Moment nicht.»

Während viele rätseln, warum sich die grösste Wirtschaftsmacht Europas in der Ukraine-Krise so passiv verhält, könnte vielleicht ein Blick auf Scholz' Vergangenheit eine Erklärung bieten. Als dieser in die Politik einstieg, waren nämlich gerade sowjetische Truppen in Afghanistan einmarschiert. Der Kreml hatte zudem Hunderte nukleare Mittelstreckenraketen auf Westeuropa gerichtet, auf die die Nato, initiiert von Schmidt, mit der Stationierung von US-Raketen reagierte. In Aufsätzen und Reden geisselte Scholz damals die «aggressiv-imperialistische Nato-Strategie» und deren «rechte» SPD-Unterstützer.

Rendez-vous mit Egon Krenz

Wie Dokumente aus dem Berliner Bundesarchiv zeigen, verbündete sich Scholz, der damals Vizechef der SPD-Jugendorganisation war, in seinem Kampf mit hohen Ostblock-Funktionären. Seit 1983 reiste er deshalb regelmässig in die DDR. Laut den Aufzeichnungen identifizierte er sich in dieser Zeit weit stärker mit der Politik des Kremls als mit derjenigen der USA und der Bundesregierung.

Nachlesen kann man das etwa in den Unterlagen über eine Reise des Bundesvorstandes der Jungsozialisten im Januar 1984. Schon im Vor-



Partner im «Friedenskampf»: Kanzler Scholz, 63.

feld hatten die Funktionäre des DDR-Jugendverbandes FDJ (Freie Deutsche Jugend) vermerkt, dass Scholz zur marxistisch orientierten Stamokap-Gruppe gehöre, die oft stärker bereit sei, «mit Kommunisten zusammenzuarbeiten».

Die Delegation wurde damals vom Sekretär für Sicherheit des Zentralkomitees (ZK), Egon Krenz, empfangen. In der DDR-Nachrichtensendung «Aktuelle Kamera» konnte man sehen, wie Scholz, seinerzeit noch mit rotem

Wuschelkopf, Krenz gegenüber sass. Dem zweithöchsten Funktionär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) versicherten die Jusos, dass sie «1984 noch aktiver als bisher die Aktion der Friedensbewegung gegen die Stationierung von Pershing II und Cruise-Missiles in Westeuropa unterstützen» wollten. Sie vertraten zudem die Ansicht, dass die Sowjetunion «den USA noch viel mehr Atomraketen vor die Haustür stellen» müsste.

Bei einem Empfang in der Vertretung der Bundesrepublik würdigte der Chef der Jusos den Aufenthalt «als den bisher erfolgreichsten in den Beziehungen zwischen FDJ und Jungsozialisten». Als Scholz gefragt wurde, was die Jusos denn zur Stationierung sowjetischer Raketen in der DDR sagten, antwortete er: Es gebe zwar einen Beschluss der SPD gegen die Stationierung amerikanischer Raketen – aber keinen gegen die sowjetischer Raketen, die er eindeutig für einen «Akt der Nachrüstung» halte. In einer Presseerklärung forderten FDJ und Jusos gemeinsam «den sofortigen Stationierungsstopp und den Abzug der bisher aufgestellten US-Ersts Schlagwaffen».

Im Oktober 1986 war Scholz erneut bei der FDJ. Auch diesmal wurde er von Krenz empfangen. Laut einem Bericht wurden mit ihm «auch die meisten Fragen zur Abschlussvereinbarung durchgesprochen». Die Jusos hatten sich in dieser erstmals die Forderung der DDR zu eigen gemacht, Ostdeutschland wie einen ausländischen Staat zu behandeln – entgegen dem Wiedervereinigungsgebot im Grundgesetz.

Die Jusos vereinbarten zudem, mit der FDJ eine Arbeitsgruppe zu bilden, zu der auch Scholz gehörte. Im Dezember 1986 reiste er deshalb erneut nach Ostberlin. Die FDJ berichtete anschliessend, «dass wir im Grundsatz völlige Übereinstimmung erzielen konnten». Die Jusos hätten zugestimmt, gemeinsam mit der FDJ für atom- und chemiewaffenfreie Zonen in Mitteleuropa einzutreten. Auch andere westeuropäische Jugendverbände sollten dafür ge-

wonnen werden. Da der Grossteil des sowjetischen Waffenarsenals davon nicht betroffen war, wäre die Umsetzung der Forderung in erster Linie zu Lasten der Nato gegangen.

Nachdem das SED-Zentralkomitee die Pläne abgesegnet hatte, stellten Jusos und FDJ ihre «Übereinkunft» im Februar 1987 in Bonn vor. Weil der Weltfriede heute «gefährdet wie nie zuvor» sei, brauche es eine «neue Phase der Entspannungspolitik». Insbesondere das Vorhaben des damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan, einen Abwehrschirm gegen sowjetische Interkontinentalraketen aufzubauen, wurde kritisiert. Scholz, der das Papier mit schwungvollen Lettern unterschrieben hatte, erklärte den FDJ-Vertretern im Gespräch, sein Ziel sei «die Formierung der SPD zu einer linken Massenpartei, die fähig ist, die politischen Machtstrukturen in der BRD zu verschieben».

Scholz-Rede im DDR-Radio

Scholz war nun regelmässig in der DDR. Bereits im März nahm er an einem Internationalen Friedensseminar der FDJ in Ostberlin teil. Laut Ablaufplan sollten er oder ein anderer Juso-Vertreter auch SED-Chef Erich Honecker vorgestellt werden. Wie das SED-Zentralorgan *Neues Deutschland* berichtete, hob er auf einer Pressekonferenz die Initiative von Jusos und FDJ als «Beispiele für die Machbarkeit konkreter Friedenspolitik» hervor.

Im September beteiligte sich Scholz an einer von der FDJ organisierten Demonstration in Wittenberg. Auf Fotos sieht man, wie er in der ersten Reihe neben FDJ-Chef Eberhard Aurich läuft. Bei einer anschliessenden Kundgebung hielt er eine Rede, die auch im DDR-Radio übertragen wurde. Im November wirkte er an einem Seminar mit, auf dem Jusos und FDJ ihre Forderungen vor Vertretern internationaler Jugendorganisationen bekanntmachten. Die FDJ dankte dem Staatssicherheitsdienst und weiteren DDR-Ministerien anschliessend «für die sorgfältige und umsichtige politische Unterstützung».

In dieser Zeit begann die Stasi, in der DDR verstärkt gegen die aufkeimende Opposition vorzugehen. Mitte Januar 1988 wurden über hundert Bürgerrechtler verhaftet und teilweise ausgebürgert. Der damalige Juso-Vorsitzende



Fast wie ein Staatsgast: Scholz (3. v. r.) bei einer FDJ-Veranstaltung in Wittenberg, 1987.

schrieb zwar nach einiger Zeit einen mahnenden Brief an Aurich, veröffentlichte ihn aber nicht. Nur der Bundesausschuss gab eine Erklärung ab. Als sich die FDJ über diese «Einmischungsversuche» beschwerte, betonte Scholz die «mo-

Scholz betonte die «moderate Behandlung» der Verhaftungen in der DDR durch die Jusos.

derate Behandlung der jüngsten Ereignisse in der DDR durch die Jusos». Zugleich bekräftigte er seinen Wunsch, die Beziehungen zur FDJ «möglichst ohne konjunkturelle Belastungen» weiterzuentwickeln.

1988 zog die FDJ Bilanz. «Die Jusos wurden Partner der FDJ im Friedenskampf», heisst es in einer Analyse. Auch mit anderen kommunistischen Jugendverbänden würden diese zusammenarbeiten. Zugleich wird darauf verwiesen, dass Scholz auch Vizepräsident des Weltverbandes sozialistischer Jugendorganisationen IUSY sei, über den die Forderungen von FDJ und Jusos damals weltweit verbreitet wurden. Unter «Schlussfolgerungen» hiess es: «Es ist so auf die Jusos einzuwirken, dass sie die von ihnen mitgetragenen Friedensvorschläge der Sowjetunion, der DDR und der anderen sozialistischen Staaten in ihrem Bündnisbereich in der BRD und in der Internationalen Union der Sozialistischen Jugend verankern und stabil vertreten.»

Im Mai 1988 nahm Scholz an einem Seminar der FDJ über «Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Zusammenarbeit junger Kommunisten und junger Sozialdemokraten» bei der Friedenssicherung teil. «Das Auftreten der Delegation», heisst es in einem Bericht, «war geprägt vom offensichtlichen Willen, den erreichten Stand der Beziehungen zur FDJ konstruktiv fortzu-

setzen.» «Auffällig» nannten es die FDJ-Funktionäre, dass die innere Situation in der DDR keine grosse Rolle gespielt habe. An der «Buhmann-Diskussion gegen die DDR» hätten sich die Jusos nicht beteiligt. Die «Friedensoffensive der sozialistischen Länder» habe vielmehr zu einem «Aufbrechen des antikommunistischen Feindbildes» in der Bundesrepublik geführt. Die «wahren Feinde des Friedens» befänden sich im «Militär-Industrie-Komplex der USA» und in der «Stahlhelm-Fraktion» von CDU/CSU.

Bei dem Seminar erklärte Scholz zugleich seine Bereitschaft, an einem «Internationalen Treffen für kernwaffenfreie Zonen» in Ostberlin teilzunehmen. Bei der Veranstaltung setzte sich die hochmilitarisierte DDR im Juni 1988 vor mehr als tausend Teilnehmern aus 113 Ländern als Friedensstaat in Szene. Diesmal wurde Scholz schon fast wie ein Staatsgast behandelt, ein ZK-Mitarbeiter holte ihn persönlich mit dem Auto am Grenzübergang ab. Gemäss den Unterlagen war dies Scholz' letzte Reise in die DDR.

Das alles ist jetzt über dreissig Jahre her. Nicht nur äusserlich hat sich Scholz seitdem erheblich verändert. Gleich geblieben ist dagegen das Grossmachtdenken des Kremls, der seinen Nachbarstaaten das Recht auf Selbstbestimmung abspricht – und die Bereitschaft vieler Sozialdemokraten, die daraus folgende Politik zu akzeptieren. Wie kein anderer steht dafür der frühere SPD-Kanzler Gerhard Schröder, der heute Aufsichtsratschef zweier russischer Staatskonzerne ist und jetzt auch für den Aufsichtsrat von Gazprom nominiert wurde.

Er war es, der 1980 als Juso-Vorsitzender die Zusammenarbeit mit der FDJ begann.

Hubertus Knabe war Gründungsdirektor der Stasiopfer-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Er arbeitet am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Würzburg.



Röstigraben beim Mediengesetz

Die Medienabstimmung reisst den Röstigraben auf. In der Westschweiz wird der Staat nicht als Bedrohung der Meinungsfreiheit wahrgenommen. Sondern als Schutz vor der medialen Kolonialisierung durch die Deutschschweiz und Frankreich.

Michael Ringier, Peter Wanner, Pietro Supino? Ihre Namen kommen den Westschweizern ziemlich spanisch vor. Keinen von ihnen würde die Mehrheit auf einem Plakat erkennen. Ein Feindbild verkörpern sie gleichwohl: Die mediale Überfremdung der Romandie ist ein Dauerbrenner. Die Zeitungslandschaft ist wie nie zuvor von der Deutschschweiz abhängig. Lange wurde Ringier – auch dank der weitverbreiteten *L'illustré* – als gesamtschweizerischer Verlag empfunden, zu einer Zeit, als es in Lausanne auch noch Edipresse gab. Zusammen lancierte man zu Beginn der neunziger Jahre den europhilen *Nouveau Quotidien*. Aus ihm ist über Fusionen mit dem *Journal de Genève* und der *Gazette de Lausanne* die Zeitung *Le Temps* hervorgegangen – die jüngst an eine Genfer Stiftung verkauft wurde.

Nie verziehen hat man Ringier die Einstellung des Nachrichtenmagazins *L'Hebdo*. Fast gleichzeitig kam das Aus für das Boulevardblatt *Le Matin* durch den neuen Besitzer TX Group, dem auch die *Tribune de Genève* und *24 heures* (Lausanne) gehören. Jetzt dringen die Deutschschweizer mit eigenen Produkten vor: Seit kurzem gibt es den *Blick* online auf Französisch, auch *Watson* expandiert in die Westschweiz.

Für das Medienpaket muss man in der Westschweiz also mit anderen Argumenten werben als in Basel, Zürich oder Bern. Dass Pietro Supino in der *Tribune de Genève* den Lesern das Ja zum Medienpaket ans Herz legte, war allerdings überflüssig. Denn fast alle Westschweizer Medienexperten plädieren für staatliche Fördergelder. «Mehr als um die Medien geht es um die Demokratie», schreibt der von Supino entlassene Ex-Chefredaktor der *Tribune de Genève*, Pierre Ruettschi. Er leitet in Genf den «Club suisse de la presse». Und schreibt eine stets lesenswerte Kolumne – in der *Tribune*.

Auch die Redaktion von *Le Temps* plädiert für ein Ja. «Um dem Tsunami zu widerstehen», der aus Google und Facebook bestehe, argumentiert die Chefredaktorin Madeleine von Holzen. Weil sie den Argumenten der Gegner Gehör verschaffen wollte, übernahm sie einen Kommentar von Katharina Fontana aus der NZZ. *Jürg Altwegg*

Mauchs teure Gender-Bibliothek

Publikumsinteresse? Praktisch null.

Beni Frenkel

Wo sich in Zürich das Kompetenzzentrum in Sachen Gleichstellung befindet, ist schnell beantwortet: im Zürcher Stadthaus, 4. Stock, Zimmer 429. 6000 Gleichstellungsbücher liegen dort auf. Zum Beispiel «Wie schreibe ich divers?» und «Warum Feminismus gut für Männer ist». Betrieben wird die Bibliothek von der Fachstelle für Gleichstellung, die wiederum dem Präsidentsdepartement unterstellt ist. Chefin des Hauses: Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP).

Die Bibliothek zur Gleichstellung ist eine spezielle Bibliothek. Sie erinnert an ein verwünschtes Haus aus einer Fabelwelt. Wer in den 6000 Gleichstellungsbüchern schmökern will, kann nicht einfach in den vierten Stock gehen und sich über gendergerechtes Sprechen schlaumachen. Obwohl die Bibliothek am Dienstag und Donnerstagnachmittag offen ist, muss man sich zuerst telefonisch erkundigen, ob man die Bücher angucken darf. Oder man füllt im Internet ein Kontaktformular aus.

«Fünf externe Anfragen»

Wie viele dieser Bücher pro Jahr ausgeliehen werden, ist eine Frage, die das Präsidentsdepartement überfordert.

«Im Schnitt fünf externe Besuche und Anfragen pro Woche.» Gefragt wurde nach Ausleihen. Die Fachstelle weiss bestimmt alles über Gendersternchen, aber nicht, wie viele interne Mitarbeiter in den Büchern herumblättern. Auch dies werde in der «Statistik» nicht erfasst, heisst es.

Die Kosten für die Bibliothek der Gleichstellung hingegen sind bekannt – und hoch. Der edle Sechzig-Quadratmeter-Raum im Stadthaus hat einen jährlichen Mietwert von knapp 50 000 Franken. Zuerst fliesst das Geld von der Stadt zur städtischen Fachstelle für Gleichstellung und von dort an die Abteilung Immobilien Stadt Zürich.

Hinzu kommen der Lohn einer Bibliothekarin und 5000 Franken für Bücheranschaffungen pro Jahr. Als Bibliotheksarbeit gilt auch die Organisation von fachspezifischen Anlässen in der Bibliothek. Letzten Dienstag fand so ein «BiblioTalk» statt. Eine Soziologin referierte zum Thema Lohnungleichheit. Ein Thema war, welchen Gestaltungsspielraum Frauen durch «aggressiveres Verhandeln» haben.

Willkommen im 21. Jahrhundert

Zählt man alle Kosten zusammen, beläuft sich der Aufwand vermutlich auf über 60 000 Franken. Zum Vergleich: Die 350-Seelen-Gemeinde Olsberg AG leistet sich eine Bibliothek für 600 Franken pro Jahr. Für etwa gleich viele Besucher (150). Ein Grund für die verbesserungsfähige Performance der Bibliothek für Gleichstellung ist ihre Datenbank. Es gibt nur eine PDF-Datei der Bücherliste – 1306 Seiten. Wer im Bestand der wissenschaftlichen Bibliothek recherchieren will, muss auf die Acrobat-Suchfunktion zugreifen. Oder er ruft die Bibliothekarin am Dienstag oder Donnerstagnachmittag an. Willkommen im 21. Jahrhundert.

Schon 2011 wunderten sich Zürcher Gemeinderäte über diese verschlafene Bibliothek. «Wie regelmässig werden Bücher aus dieser Bibliothek ausgeliehen?», wollten sie wissen. Der Stadtrat antwortete damals wie heute: «Pro Woche sind es im Schnitt fünf Besuche und Anfragen.» Dieser Stillstand im Geisterzimmer 429 scheint der Fachstelle für Gleichstellung gleichgültig zu sein. Mehr Besuche würde der Eintritt in die Organisation Swiscovery bringen. Auf dieser Plattform sind die Bestände von 475 wissenschaftlichen Bibliotheken der Schweiz aufgelistet. Wer forscht, geht auf Swiscovery. Die Bibliothek der Gleichstellung wird dort aber nicht aufgelistet. Warum? «Zu teuer», so die Stadt.



Bitte vorher anrufen:
Stadtpräsidentin Mauch.

Vom Roseggli auf den Olymp

Elfmal am linken Knie operiert, das Bein fast amputiert: Beat Feuz' Karriere ist schier unglaublich. An den Wendepunkt erinnere ich mich genau.

Thomas Renggli

Es war im Januar 2013, als ich mit Beat Feuz ein längeres Interview führte – nicht im Zielgelände eines Weltcup-Rennens und nicht in der Lobby eines Hotels, sondern im Swiss Olympic Medical Center des «Grand Resort Bad Ragaz». Dort kämpfte der Emmentaler um die Rückkehr zur Normalität – ziemlich genau ein Jahr nachdem er erstmals die Lauberhorn-Abfahrt gewonnen hatte, aber danach von einer gravierenden Knieverletzung zurückgeworfen worden war. Ich traf damals einen Athleten, der weder Schalk noch Zuversicht verloren hatte, der aber zur Frage nach dem Zustand seiner «Sportlerseele» sagte: «Da fehlt noch einiges. Aber seit ein paar Tagen darf ich wieder trainieren. Zwar nicht viel, aber immerhin etwas. Das gibt mir ein besseres Gefühl.»

Noch im November 2012 schien die Karriere des Rennfahrers zu Ende. Nach einer Knieverletzung und einer verheerenden Fischölkur wurde die Amputation des linken Unterschenkels diskutiert. Feuz musste sich im Berner Inselspital innerhalb von zwanzig Tagen fünfmal operieren lassen – jedes Mal unter Vollnarkose. Arzt Matthias Zumstein sagte damals: «Das Problem ist entschärft, aber nicht gelöst. Was in Zukunft sein wird, kann ich noch nicht beurteilen.»

Kokettieren mit der Liederlichkeit

Feuz war am Boden: «Die Situation überfordert mich. Das Fernsehprogramm kenne ich auswendig – und sogar mein grosses Hobby, das Pokern, ist mir verleidet.» Er flüchtete nach Österreich, wo er in Innsbruck mit seiner Freundin Katrin Triendl eine gemeinsame Wohnung bezog und am Universitätsspital die Physiotherapie begann.

Rückblickend entstand wohl in jener Zeit, die Feuz als die «schwierigste seines Lebens» beschreibt, die Grundlage der späteren Grosse-erfolge. Denn der Sportler, der von seinem Trainer Sepp Brunner in der Jugend als «fauler Hund» bezeichnet worden war, lernte zu kämpfen. Zwar wirkt Feuz auch heute nicht wie der Inbegriff eines Modellathleten, doch

an der Weltspitze des Skisports sind Nachlässigkeiten in der physischen Basisarbeit nicht möglich. Dies bestätigt der ewige Trainer Karl Frehsner: Feuz kokettiert mit einer gewissen Liederlichkeit, er wisse aber genau, was es für den Erfolg brauche.

Die Geschichte von Feuz ist auch die Geschichte eines herausragenden Talents und Instinkt-sportlers, der weder eine alpine Mittelschule



Alles erreicht:
Abfahrts-Olympiasieger Feuz.

noch eine Sportakademie besuchte. Er stammt aus dem emmentalischen Schangnau, wo viele Kinder Schwingerkönig oder Mittelstürmer bei den SCL Tigers in der Ilfishalle werden wollen. Er absolvierte eine Lehre als Maurer. Doch sein Weg führte in den Schnee. Bei Kemmeriboden, der Heimat der legendären Meringues, betreiben seine Eltern das Skigebiet Bumbach/Roseggli. Die Anlage umfasst drei Lifte und sechs Pistenkilometer. Die Tageskarte kostet 33 Franken.

Das Roseggli liegt im Schatten der grossen Sportwelt. Aber es ist der Ausgangspunkt eines Sportmärchens – das an der WM 2017 in St. Moritz einen ersten Höhepunkt erfuhr und

nun an den Winterspielen in China (vermutlich) die finale Krönung.

Als Beat Feuz am vergangenen Montag im Zielgelände der Olympia-Abfahrt die ersten Interviews gab, überkamen ihn die Gefühle. Der Emmentaler, zweifacher Familienvater, der sich sonst durch nichts und niemanden aus der Ruhe bringen lässt, dankte seiner Freundin und wischte sich Tränen aus den Augen.

Die perfekte Balance

Wer diese Emotionen begreifen will, muss zu jenen Tagen vor neun Jahren zurückblenden – und zur Physiotherapie in Bad Ragaz. Es war vermutlich der Wendepunkt in der Karriere des mittlerweile erfolgreichsten Schweizer Abfahrers der Geschichte. Anstatt aufzugeben, kämpfte sich Feuz zurück – ohne seine Lockerheit und Verspieltheit zu verlieren. Heute ist er Weltmeister, mehrfacher Weltcup-Sieger und Olympia-Champion – auch, weil er eine Begabung besitzt, die es zulässt, dass er ohne die ganz grosse Belastung Ski fahren kann. Karl Frehsner sagt: «Feuz hat die ideale Balance – und steht deshalb immer mittig über den Ski.» Es sei wie bei einer Kugel, deren Schwerpunkt immer genau über dem Zentrum stehe. Diese Klasse hätten nur ganz wenige, so Frehsner: «Bode Miller hatte sie, Marcel Hirscher ebenfalls, Marco Odermatt hat sie – und auch Lara Gut-Behrami.»

Auch wenn sich Frehsner nicht zu einem generationenübergreifenden Vergleich hinreissen lassen will («Alle haben in ihrer Zeit Rennen gewonnen – und waren in ihrer Epoche die Besten»), die Auflistung dieser Ausnahmekönner/-innen zeigt, wo Beat Feuz einzuordnen ist: in einer Reihe mit den grössten Skifahrern der Geschichte. Wenn Bernhard Russi, der Olympiasieger von 1972 und erster Meinungsmacher im Skisport, nun sagt: «Jetzt muss Beat über den Rücktritt nachdenken», ist dies kein schlechter Gedanke. Am Freitag feiert Beat Feuz den 35. Geburtstag. Und seit vergangenen Montag hat er in seinem Sport alles erreicht, was es zu erreichen gibt.

BRODER

Erstes klimaneutrales Krematorium

Deutschland ist nicht nur das Land der Dichter und Denker (Hegel und Habermas), der Feldherren und Militärstrategen (Clausewitz und Jünger), der Sportler (Max Schmeling) und Künstler (Johannes Heesters), es ist auch das Land der Erfinder. Johannes Gutenberg hat den Buchdruck erfunden, Martin Luther den Protestantismus, Samuel Hahnemann die Homöopathie, Conrad Röntgen die Röntgenstrahlung, Albert Einstein die Relativitätstheorie, Rudolf Diesel den Dieselmotor und Hans Riegel die Haribo-Bären.

In der letzten Zeit ist der Erfindergeist zwar nicht ganz zum Stillstand gekommen, er hat aber erheblich nachgelassen. Die wichtigste deutsche Erfindung im 21. Jahrhundert war die «Willkommenskultur», ausgerufen von Angela Merkel.

Ökologisch, nachhaltig, preiswert

Nun aber geht es wieder aufwärts. Im bayerischen Traunstein wurde das erste klimaneutrale Krematorium Deutschlands in Betrieb genommen.

Dort werden jedes Jahr etwa 8000 Tote eingäschert, und bei jeder Einäscherung entweichen etwa 19 Kilo Kohlendioxid in die Luft, das macht etwa 150 Tonnen im Jahr, eine schwere Belastung für die Umwelt.

Damit ist jetzt Schluss. Die Öfen wurden von Erdgas auf Bio-Methan gas umgestellt, das aus nachwachsenden Rohstoffen gewonnen wird. Zum Einsatz kommen «naturbelassene Ökosärge aus regionaler Fertigung», die Kühlkammern laufen mit Ökostrom aus Wasserkraft.

Das Beste aber ist: «Die Abwärme wird genutzt, um angrenzende Gebäude zu heizen.» So kann man nicht nur umweltschonend leben, sondern auch ableben.

Bedauernd ist nur, dass diese fantastischen Neuerungen nicht früher eingeführt wurden. Mit der «Abwärme» des Konzentrationslagers Buchenwald hätte man halb Weimar beheizen können. Ökologisch, nachhaltig, preiswert und vor allem: klimaneutral.

Henryk M. Broder

Naturwunder am Mekong

Entlang des südostasiatischen Stroms wurden seit 1997 3000 neue Tierarten entdeckt. Wie kommt das?

Veronika Straass

Der Mekong, «die Mutter allen Wassers», ist ein Fluss der Spitzenwerte. Er ist mindestens 4300 Kilometer lang (über seine Quelle sind sich die Wissenschaftler bis heute nicht einig), und sein Einzugsgebiet umfasst über 800 000 Quadratkilometer; das ist fast zwanzigmal die Fläche der Schweiz. Er fliesst durch sechs südostasiatische Länder, von China über Myanmar, Laos und Thailand nach Kambodscha, bis er in Südvietnam schliesslich in einem riesigen Delta aus angeschwemmten Sedimenten ins Meer mündet. Sein Wasser strömt durch Gebirge und verschiedenartigste Wälder, durch Sümpfe und Ebenen, fliesst kilometerweit träge dahin und stürzt dann wieder mit gewaltiger Wucht über Felsstufen in die Tiefe oder zwingt sich in Stromschnellen zwischen Felswänden hindurch.

Frosch mit Fangzähnen

Man könnte es auch lakonischer sagen: Am Mekong ist für jeden etwas dabei. Irgendwo findet jede der unübersehbar vielen Tier- und Pflanzenarten genau die Lebensbedingungen, die sie braucht. Kein Wunder, dass der Mekong und seine Umgebung ein Hotspot der Artenvielfalt sind, eine Wundertüte für Wissenschaftler aus aller Welt. Vorsichtige Schätzungen gehen von mindestens 20 000 Pflanzenarten, 1200 Vogelarten, 800 Arten von Reptilien und Amphibien und 430 Säugetierarten aus. Und ständig kommen Neuentdeckungen dazu. Von 1997 bis 2020 wurden über 3000 neue Arten wissenschaftlich erfasst, manche klein und unauffällig, andere skurril und fremdartig.

Zu den ungewöhnlichsten Funden der letzten Jahre gehört ein Frosch mit Fangzähnen, der andere Frösche und sogar Vögel fängt und frisst. Oder der winzige Asiatische Krötenfrosch, der mit seinen Rufen das Zirpen einer Grille perfekt nachahmt. Nicht zu vergessen ein Fisch mit Vampirgebiss und eine völlig zahnlose Schlange. Zu den «Neuen», die 2020 entdeckt wurden, gehört der kleine Wels mit Saugmaul und Haftorganen an den Brust- und Afterflossen, der so perfekt an ein Leben in schnell fliessenden Gewässern angepasst ist, dass er es sogar schafft,

flussaufwärts zu robben. Oder die bildschöne, goldbraune Natter mit den unwiderstehlichen grossen Augen, die ausschliesslich Schnecken frisst. Nicht hübsch, aber ungewöhnlich ist der farblose Höhlenfisch mit verkümmerten Augen. Ein besonders origineller Neufund: ein zierlicher Gecko, dessen vordere Körperhälfte gelborange, dessen Hinterteil dagegen grau gefärbt ist. Zusammen mit seinen fransenartigen Hautanhängen macht ihn sein ungewöhnliches Äusseres auf flechtenbewachsenem Untergrund fast unsichtbar.

Balzender Lurch

Wer neue Tierarten aufspüren will, braucht eine gewisse Besessenheit. Um einen zinngrauen Schaufelfussfrosch mit orangeroter Iris zu finden, mussten die Forscher sich zu einer Zeit auf die Suche machen, zu der ihre Kollegen lieber in trockenen Labors sassen. Im strömenden Monsunregen gingen sie nachts den tiefen «Whaaaaaa»-Rufen der balzenden Männchen nach und stocherten unter Steinen und Falllaub, bis sie den Lurch gefunden hatten.

Manchmal kommen Hinweise auf neue Tierarten auch aus unerwarteten Quellen: In einem zwanzig Jahre alten Reisemagazin entdeckten Forscher einen unbekannt Molch mit merkwürdig knotigen Längsstreifen in Orange-





Wundertüte für Wissenschaftler:
Schaufelfussfrosch, Popa-Langur, Krokodilmolch, Schneckennatter (im Uhrzeigersinn).



braun. Sie machten sich im Mekong-Gebiet auf die Suche und wurden schliesslich fündig – in einem thailändischen Sumpfgebiet auf über 1700 Metern Höhe inmitten von immergrünen Trockenwäldern.

Gelegentlich werden den Forschern neue Tierarten aber auch quasi auf dem Tablett serviert: Die schillernde, auberginefarbene Höckernatter *Achalinus zugorum* lag zusammengeringt mitten auf einer vietnamesischen Dorfstrasse. Man muss auch mal Glück haben.

Die gute Nachricht: Jedes Jahr können wir im Mekong-Gebiet mit neuen *first to be seen*-Arten rechnen. Die schlechte Nachricht: Genauso sicher müssen wir damit rechnen, dass die gerade neuentdeckten Lebewesen bereits im Verschwinden begriffen sind.

Wissenschaftliche Detektivarbeit auf der Suche nach neuen Arten ist üblicherweise ein Wettlauf mit der Zeit. Die Wissenschaftler und Artenschützer bemühen sich, so viel wie möglich über die Lebensgewohnheiten, das Fortpflanzungsverhalten und das Verbreitungsgebiet der «Neuen» herauszufinden, um dann dringend notwendige Schutzmassnahmen

planen, steuern und hoffentlich durchsetzen zu können. Wenn man nicht weiss, was der Patient braucht, kann man keine Medikation zusammenstellen.

Risiko der Inzucht

Ein Beispiel aus dem Report von 2020: Der Sensationsfund des Jahres war der Popa-Langur, eine Schlankaffenart mit gespenstisch wirkenden weissen Ringen um Augen und Maul, die in den Wäldern von Zentral-Myanmar lebt. Vorsichtige Schätzungen gingen von 200, allenfalls 250 Tieren aus, die auch noch in vier verschiedene Populationen aufgeteilt sind.

250 Tiere – ist das nicht eine recht ansehnliche Affenschar? Ganz im Gegenteil: Diese neuentdeckte Art ist akut vom Aussterben bedroht. 250 Tiere ergeben keineswegs 125 potenzielle Mütter. Nicht jedes Tier ist gesund und fit genug, um sich zu paaren und zur Fortpflanzung beizutragen. Ausserdem wächst in kleinen Populationen das Risiko der Inzucht mit all ihren unschönen Begleiterscheinungen. Je näher die Partner miteinander verwandt sind, desto grösser ist die Gefahr, dass beide Eltern dieselben ge-

netischen Schwachstellen mitbringen und ihren Nachwuchs gleich doppelt damit belasten. Inzucht, die Verpaarung von nahen Verwandten, hat schon manche Tierart zugrunde gerichtet. Noahs Konzept – von jedem Tier ein Paar – funktioniert im Artenschutz definitiv nicht.

Was funktioniert dann? Wenn es gelingt, zerstückelte Lebensraumfragmente wieder untereinander zu verbinden, so dass sich zersplitterte kleine Populationen wieder zu einem grossen Ganzen vereinen können, wäre schon viel gewonnen. Wenn die Entwaldung am Mekong verlangsamt, die Ausdehnung der Teeplantagen gebremst und die Wilderei effizient bekämpft werden könnte, wäre der Artenschutz einen Riesenschritt weiter.

Vom Schlachtfeld zum Artenschutz

Die grössten Bedrohungen für den Mekong, seine Anwohner, seine Flora und Fauna aber lassen sich weit schwerer entschärfen: 2012 wurde in China der erste Mekong-Staudamm in Betrieb genommen. Heute riegeeln allein

Im strömenden Monsunregen gingen sie den «Whaaaaaa»-Rufen der balzenden Männchen nach.

in China elf Dämme den Fluss ab und halten mehr als 47 Milliarden Kubikmeter Wasser zurück. Laos hat zwei Dämme am Mekong, 62 an den Nebenflüssen und plant den Bau weiterer 63 Dämme, Kambodscha besitzt zwei Dämme, Thailand neun und Vietnam sechzehn. Damm für Damm wird der grosse Fluss buchstäblich ausgehungert. Zeitweise schrumpft der mächtige Mekong über weite Strecken zu einem Netz dünner Bächlein. Die artenreichen Fischbestände, auf die nicht zuletzt Millionen von Menschen angewiesen sind, gehen zugrunde, die Laichwanderungen kommen zum Erliegen. Der Wassermangel lässt das Land am Fluss austrocknen, verändert ganze Lebensräume, entwertet landwirtschaftliche Anbauflächen und vernichtet die Ernten.

Doch 2020 regte sich endlich Widerstand: Thailand widersetzte sich dem Vorhaben von China, Laos und Myanmar, Stromschnellen zu sprengen und den Fluss auszubaggern, damit der Mekong zwischen der chinesischen Provinz Yunnan und der thailändisch-laotischen Grenze künftig auch für 500-Tonnen-Frachter schiffbar wäre. Auch Kambodscha schwenkte um: Im März 2020 wurde ein zehnjähriges Moratorium für den Bau weiterer Staudämme im kambodschanischen Teil des Mekong verhängt.

Das Mekong-Delta war einmal *battleground* in der Spätphase des Vietnamkriegs. Als solcher wurde es weltgeschichtlich bekannt. Vielleicht schafft es ja diese Grosslandschaft zu neuer, besserer Berühmtheit: als Schauplatz und Vorbild für erfolgreichen Artenschutz.

Albert Rösti auf «Pöstli»-Pirsch

Der frühere SVP-Präsident sammelt bezahlte Nebenmandate. In seiner Partei kommt das nicht nur gut an.

Hubert Mooser

Die letzte Akquisition des früheren SVP-Chefs: Vor einigen Tagen wurde bekannt, dass Albert Rösti neuer Präsident von Auto Schweiz werden soll. Das ist die Vereinigung der Automobil-Importeure. Er wird François Launaz ablösen, der aus Altersgründen aufhört und der auch nicht im Parlament sass.

Dass der Verband nun einen aktiven Politiker an seine Spitze setzt, hat mit den Veränderungen zu tun, die sich umwelt- und verkehrspolitisch anbahnen. «Die zukünftige Finanzierung des Strassenverkehrs wird ein grosses Thema», sagt Rösti. «Zurzeit finanzieren die Benziner die Strasse über die Mineralölsteuer. Die E-Fahrzeuge zahlen dagegen nichts.» Er wolle mitgestalten, wie man die Finanzierung der Mobilität in Zukunft lösen könne. Als weitere Herausforderung nennt der Berner die Elektrifizierung und den Ausbau des Nationalstrassennetzes, der seiner Meinung nach heute stockt.

Pferde sind sein Hobby

Schaut man sich sein bisheriges Engagement an, zum Beispiel auch die Kampagne gegen das CO₂-Gesetz im letzten Jahr, macht dieses neue Mandat auch durchaus Sinn. Auffallend ist jedoch, dass der frühere SVP-Präsident inzwischen auf vielen (einige meinen: auf zu vielen) Hochzeiten tanzt. So wurde Rösti letztes Jahr zum neuen Präsidenten des Schweizerischen Freibergerverbandes gewählt. «Das ist ein Hobby von mir», erklärt er. Er habe sich im Laufe seiner Karriere immer schon mit Pferden befasst – seine Frau habe sogar ein eigenes Pferd. Vor Jahren war der gelernte ETH-Agro-Ingenieur zum Beispiel Verwaltungsrat des Nationalen Pferdezentrums (NPZ) Bern. Seit dem letzten Sommer sitzt er neu im Verwaltungsrat der Grand Casino Kursaal Bern AG.

Folgende bezahlte Mandate hat er in seinen Interessenbindungen sonst noch aufgelistet: Mitglied im Ausschuss nukleare Entsorgung der Nagra und Präsident der Begleitgruppe Räumung ehemaliges Munitionslager Mit-

holz, Berater der parlamentarischen Gruppe Gastrosuisse, Präsident des Verbandes wirtschaftlich unabhängiger Alters- und Pflegeeinrichtungen. Rösti leitet auch den Wasserwirtschaftsverband sowie den Verband Stahl-, Metall- und Papier-Recycling Schweiz (VSMR) und die Vereinigung der Brennstoffhändler Swissoil. Nebenbei sitzt er im parlamentarischen Beirat des Nutzfahrzeugverbandes Astag. Dazu kommt ein Sitz im Verwaltungsrat der Spar- und Leihkasse Fru-



Auf vielen Hochzeiten:
Ex-Parteichef Rösti.

tigen und im Vorstand des Verbandes Volkswirtschaft Berner Oberland.

Der SVP-Politiker ist zudem Präsident der Gemeinde Uetendorf mit einem 40-Prozent-Arbeitspensum, als Nationalrat gehört er der Umwelt- (Urek) und Gesundheitskommission (SGK) an; Letztere leitet er seit einigen Wochen als Präsident. Da kommt einiges zusammen.

Angesprochen auf die vielen Mandate, gibt er zur Antwort: «Im Sinne der Transparenz gebe ich alle noch so kleinen Arbeiten an. Die Verpflichtungen bei einem Grossteil der Mandate liegen bei lediglich zwei bis vier Sitzun-

gen pro Jahr. Das gilt natürlich nicht für Auto Schweiz, weshalb ich auch ein anderes Mandat abgebe» – so etwa in diesem Frühjahr das Swissoil-Präsidium. «Wir wollten ein Verbot von Ölheizungen verhindern», sagt Rösti. «Das haben wir mit der Ablehnung des CO₂-Gesetzes erreicht.» Nun sei der Verband dabei, sich neu zu strukturieren, das sei ein guter Moment für einen Wechsel an der Verbandsspitze.

Oberkritiker Blocher

Mit über einem Dutzend bezahlter Mandate gehört der frühere SVP-Präsident in der grossen Kammer trotzdem zu den eifrigsten *Pöstli*-Sammlern, mengenmässig übertroffen nur vom Luzerner Peter Schilliger (FDP) oder von Mitte-Präsident Gerhard Pfister, auf Augenhöhe mit Parteikollege Thomas de Courten oder FDP-Nationalrätin Daniela Schneeberger.

Übrigens: Die Linke ist ähnlich verbandelt wie bürgerliche Politiker. SP-Vertreter wie Matthias Aebischer kommen ebenfalls auf eine stattliche Anzahl Mandate.

Bei keiner anderen Partei sind diese Nebenverdienste allerdings so verpönt wie bei Röstis SVP. Insbesondere alt Bundesrat Christoph Blocher hat diese Jagd nach Ämtern in der Vergangenheit wiederholt kritisiert.

Die schiere Anzahl der Mandate sagt aber noch nichts aus über deren Lukrativität. Wer im Bundeshaus so richtig Geld machen will, orientiert sich am besten am Gesundheits-, Forschungs- oder Versicherungsbereich. Auch von Rösti hiess es, er liebäugle mit einem Mandat in der Gesundheitsbranche. Von einem lukrativen Nebenjob im Verwaltungsrat der Berner KPT war die Rede, obwohl gerade dieser Sektor als so verfilzt gilt wie kein anderer. Er wechselte damals in die Gesundheitskommission und wurde dort auf Anhieb Vizepräsident. Das KPT-Pöstchen hat sich dann aber nicht konkretisiert.

Rösti orientiert sich seither mandatsmässig in eine andere Richtung – aber auch ohne Gesundheitsjob kommt der Berner SVP-Politiker heute auf stattliche Nebeneinkünfte. Ob diese zu einem Aushängeschild der SVP passen, ist eine andere Geschichte.

Rettet die Mäuse, säuseln die Katzen

Ein Schlusswort zum Mediengesetz: Es war eine untaugliche Debatte über ein untaugliches Gesetz.



In der Schweizer Medienbranche hatten sie einen neuen Schwarm. Dem Schwarm flogen alle Herzen zu. Die umschwärmten Idole waren «die Kleinen».

Für «die Kleinen», sorgte sich zum Beispiel Grossverleger Peter Wanner von CH Media, «geht es ums Überleben». Darum muss man den Kleinen helfen.

«Die Kleinen», sorgte sich auch Grossverleger Pietro Supino von der TX Group, «sind wichtig für das Funktionieren der Schweiz.» Darum muss man die Kleinen pflegen.

Bei den «Kleinen» handelt es sich um die Tages- und Wochenzeitungen aus der helvetischen Provinz.

Dass die grossen Verlage sich im Abstimmungskampf um das neue Mediengesetz nun so rührend um die Kleinen kümmerten, waren für die Kleinen völlig neue Schalmeienklänge. Bisher waren sie stets das Freiwild der Grossen. Die führenden Medienkonzerne brachten die Kleinen seit je mitleidlos in Bedrängnis, um sie dann fressen zu können. Nach diesem Muster haben Wanners CH Media und Supinos TX Group in den letzten fünfzehn Jahren rund zwanzig Tageszeitungen geschluckt.

Doch nun waren «die Kleinen» das beste Argument für das milliardenschwere Mediengesetz, das jetzt zur Abstimmung kommt. Es rette die Kleinen, sagten die Grossen. CH Media und TX Group versuchten damit, die Abstimmung über das Mediengesetz zu einem Plebiszit über Artenschutz umzudeuten. Rettet die Mäuse, säuseln die Raubkatzen.

Paradox daran ist, dass das neue Mediengesetz das Gegenteil plant. Sollte es angenommen wer-

den, wird es die Grossen noch stärker und die Kleinen noch verletzlicher machen.

Gehen wir für ein Beispiel aufs Land, zum Beispiel nach Frauenfeld. In Frauenfeld gibt es drei Zeitungen, die breite regionale Information liefern. Das ist zuerst die tägliche *Thurgauer Zeitung*

Ein Ja zementiert die Dominanz der Grossverlage. Das Zeitungssterben würde eher beschleunigt.

aus dem Grossverlag von CH Media. Dann gibt es die *Frauenfelder Woche*, im Besitz eines Lokalverlegers, sowie die ebenfalls wöchentlichen *Frauenfelder Nachrichten*, herausgegeben von Christoph Blochers Swiss Regiomeia.

Doch nur die *Thurgauer Zeitung* aus dem CH-Media-Konzern bekäme mit dem neuen Mediengesetz staatliche Subventionen. Die zwei anderen bekommen nichts, weil sie Gratisblätter sind.

Oder gehen wir aufs Land ins Emmental. Hier gibt es zuerst einmal die Regionalausgabe der *Berner Zeitung* aus dem Grosskonzern TX Group. Dann gibt es den *Anzeiger D'Region* und die *Wochen-Zeitung für das Emmental und Entlebuch*, die beide von örtlichen Herausgebern betrieben werden. Alle drei liefern breite regionale Information.

Wiederum aber bekäme künftig nur die *Berner Zeitung* aus dem Grosskonzern TX Group staatliche Subventionen. Die lokalen Verleger, weil sie ihr Publikum unentgeltlich bedienen, bekommen nichts.

Es gibt eine Vielzahl weiterer Beispiele, von Thun bis Toggenburg, wo die Grossverlage CH Media und TX Group künftig Millionen an staatlichen Subventionen beziehen, ihre lokalen Mitbewerber hingegen leer ausgehen.

Jeder, der die Mechanik der Medienbranche nur ein bisschen kennt, weiss natürlich, was nun bei einem Ja zum Mediengesetz passieren wird. Die Kleinen werden erst recht zum Freiwild.

Dank der sprudelnden Staatsgelder können dann die Grossverlage in den Regionen den Druck auf die lokalen Konkurrenten zusätzlich erhöhen. Die altbewährte Strategie der Grossen wird dabei sein, im Anzeigenmarkt Dumping-Preise zu offerieren und so die kleinen Regionalverlage auszubluten. Solche Attacken würden nun über Gelder aus dem Medientopf mitfinanziert.

Bleiben wir beim Beispiel Emmental. Verleger Tom Herrmann von der *Wochen-Zeitung für das Emmental und Entlebuch* war, wie viele Kleinverleger, dezidiert gegen das Mediengesetz. «Wir brauchen Chancengleichheit und keine Wettbewerbsverzerrung», sagt er. Sein Blatt hat er 1980 gegründet und über vierzig Jahre lang erfolgreich gegen die *Berner Zeitung* verteidigt, die inzwischen aus Zürich kommt.

Für Tom Herrmann und Kollegen wird es eng, wenn es ein Ja zum Mediengesetz gibt. Ein Ja wird die Dominanz der Grossverlage zementieren. Sie können nun, mit staatlichen Ressourcen im Rücken, die Medienlandschaft weiter bereinigen. Das Zeitungssterben würde eher beschleunigt.

Neu daran wäre: Es wäre nun ein Sterben mit staatlichem Segen.



Emotionen schüren, Klicks generieren: Wiesendangen bei Winterthur.

Gerechtigkeit für Wiesendangen

Ein Dorf wird in die braune Ecke gestellt. Urheber der Verleumdung sind problematische Eltern, eine psychisch angeschlagene Schülerin und ein *Tagi*-Journalist.

Christoph Mörgeli

Kevin Brühlmann, Hoffnungsträger des Linksaussen-Journalismus, hat sich heillos vergaloppiert. Nach seinem Porträt der Zürcher Stadtratskandidatin Sonja Rueff-Frenkel im *Tages-Anzeiger* musste sich die Chefredaktion entschuldigen. Es seien «ungewollt antisemitische Klischees» bedient und die üblichen Qualitätsstandards nicht eingehalten worden. Auch hätten die Kontrollinstanzen nicht funktioniert. Der Autor Kevin Brühlmann beschuldigte sich wie in einem stalinistischen Schauprozess: Sein Artikel sei «missglückt», «komplett misslungen», «unsäglich». Es tue ihm leid, Menschen verletzt zu haben. Dabei sei er doch ein guter Mensch und habe schon in früheren Texten gegen Antisemitismus gekämpft.

Frei erfundene Räuberpistole

Hierbei meint Brühlmann seine grossaufgemachte Geschichte im *Magazin* vom Januar 2021 mit dem Online-Titel: ««Judensau!» riefen die Klassenkollegen». In Wiesendangen bei Winterthur hätten Jugendliche die Schülerin Hanna* wegen ihrer jüdischen Vorfahren antisemitisch beschimpft und den Arm zum Hitler-

gruss erhoben. Sie habe sich das Leben nehmen wollen und sei in eine psychiatrische Klinik eingeliefert worden. Die Schulverantwortlichen hätten weggeschaut, und obendrein sei der Schulpräsident Vizepräsident der lokalen SVP. Zwei ehemalige Klassenkameraden des Opfers hätten Beziehungen zu einer dubiosen rechtsextremen Organisation. Deren Onkel, so die brühlmannschen Erzählungen, sei heute Präsident der örtlichen SVP und in der Vergangenheit an Gewaltexzessen gegen Ausländer beteiligt gewesen. (In Wahrheit war diese völlig integre Persönlichkeit bei der Tötlichkeit vor etwa 25 Jahren überhaupt nicht involviert). Doch der lokale Filz decke sich gegenseitig, und das ganze angeblich braune Nest Wiesendangen hülle sich in Schweigen.

Eine fast zu perfekte Story, um Emotionen zu schüren und Klicks zu generieren. Und nebenbei die Mär einer «strukturell rassistischen» und «antisemitischen» Schweiz zu erzählen. Der Artikel hat es unter dem Stichwort «Wiesendangen» sogar zu einem Eintrag bei Wikipedia gebracht. Die SP-Kantonsrätin Sarah Akanji benutzte den Beitrag ohne weitere Belege für einen Vorstoss, in dem sie eine

Untersuchung verlangte und sich medial mit der Klage über unsere «strukturell rassistische Gesellschaft» wichtig machte. Nur ist Kevin Brühlmanns Geschichte ziemlich frei erfunden. Jedenfalls sind die Zusammenhänge überaus kreativ konstruiert. Daran ändert auch die dramatisierende Frage des Autors nichts: «Warum schweigen alle im Dorf?» Ja, warum wohl? Weil sich niemand in Wiesendangen von Brühlmanns Räuberpistole instrumentalisieren lassen wollte. Weil kein Wiesendanger auch noch seinen Senf zu einer wild zusammengekleisterten, völlig wirklichkeitsfremden journalistischen Anklageschrift geben mochte.

Doch wie stand es eigentlich bei diesem Gesellenstück von Kevin Brühlmann im Haus Tamedia um die dort «üblichen Qualitätsstandards» und «Kontrollinstanzen»? Offenbar schon damals nicht zum Besten, denn kurz darauf erhielt Brühlmann einen Brief von Emilia*, einer ehemaligen Mitschülerin des angeblichen Mobbing-Opfers Hanna: «Sie bauen Ihren Artikel auf einen fiktiven Antisemitismus auf. Ob und, wenn ja, in welchem Grad Hanna jüdisch ist, war nie ein Thema. Es ging

in ihrem Fall nie um rechtsextremes Gedanken- gut. Das ist konstruiert. Hingegen ging es wohl um eine tragische Familiengeschichte mit viel Unglück, frühem Scheitern und steten Vorwürfen an andere.» Als Journalist, so die einstige Mitschülerin Emilia, hätte Brühlmann auch fragen können, warum Hanna an die Schule Wiesendangen kam und immer wieder die Schule gewechselt hatte: «Jedoch ist das, was Sie machen, Rufmord. Ist dies medienethisch für Sie verantwortbar?»

Dämonen und Vergiftungsängste

Sie, Emilia, habe Hanna mit einer Kollegin noch vor dem Schulstart bei ihr zu Hause besucht. Man habe sich auf die Neue gefreut, doch schon am ersten Schultag habe sie sich ans Bein eines älteren Schülers gehängt und gerufen, sie sehe Dämonen. Und dazu sagte sie Dinge, welche die Sekundarklasse nicht einordnen konnte. Das extra für sie gekochte vegane Menü im Klassenlager habe Hanna nicht angerührt mit der Begründung von Vergiftungsängsten; sie könne ihrer Umgebung nicht trauen. Hanna kam schon abgemagert und mit Ritzungen auf dem Körper in die Klasse und hatte bereits mehrere Schulwechsel durchgemacht. Einmal bemerkte sie, sie würde gerne jemanden mit einem Messer verletzen.

Dass Hannas Mutter die Klasse mit einem Besuch überfiel und diese mit haltlosen Vorwürfen eindeckte, war dem Klima ebenfalls nicht förderlich. Dennoch verbrachten zwei Schulkolleginnen Zeit mit ihr, auch ausserhalb der Schulzeit. «Hanna wurde nicht gemobbt, sie wurde gemieden», meinte Mitschülerin Emilia in ihrer Stellungnahme zum *Magazin*-Artikel von Kevin Brühlmann. Man sei nicht wütend auf sie gewesen, sie habe den Mitschülern leidgetan. Man hätte aber – und dies ein Vorwurf an die Schulleitung – die Klasse über Hannas psychische Krankheit informieren sollen. Als Jugendlicher in der Entwicklungsphase wisse man nicht, «wie man mit jemandem umzugehen hat, der ständig blutige Notizen kritzelt, sich ritzt, von Dämonen spricht usw.»

Der Journalist Kevin Brühlmann aber erhob die Erzählungen von Hanna und jene ihrer Eltern zur absoluten Wahrheit. Dabei waren

diverse Fakten schon damals bekannt, die allerdings seine Geschichte zerstört hätten. Hannas Vater Joachim Schulz* ist IV-Bezüger, hat viel Freizeit und zettelt mit seiner Umgebung immer wieder zermürbende Streitigkeiten an. Die Mutter Elsbeth Schulz* führt ein von ihren Eltern übernommenes Ladengeschäft am Stadtrand von Winterthur. Mitte Januar hat der *Landbote* berichtet, dort sei ein Zettel mit einem Waffenverbot an die Ladentür gehängt worden. Geschäftsführerin Elsbeth Schulz habe dies mit Diskussionen mit der Stadtpolizei wegen lautstarker Auseinandersetzungen über fehlende Preisschilder bei den angebotenen Produkten begründet; ohnehin würden ihre Verkäuferinnen nur ungern Polizisten bedienen.

In Wiesendangen ging das Ehepaar Schulz rasch mit seinen Mobbingvorwürfen andere Eltern an, wollte Zeugen finden und beleidigte Eltern von Hannas Mitschülern. Die gravierenden Antisemitismus-Vorwürfe waren seltsamerweise damals kein Thema. Die Schulzens verlangten Geld für eine Privatschule. Es folgte eine Flut von rechtlichen Schritten gegen die Schule, an die Bildungsdirektion, beim Bezirksrat und sogar gegen Einzelpersonen bei der zuständigen Staatsanwaltschaft. Da die Anschuldigungen aber so ziem-

Da die Anschuldigungen jeglicher Grundlagen entbehrten, wurden alle Beschwerden abgewiesen.

lich jeglicher Grundlagen entbehrten, wurden alle Beschwerden der Schulzens abgewiesen. Die Staatsanwaltschaft Winterthur/Unterland nahm die Anzeigen erst gar nicht in die Hand. In Winterthur fällt die Familie Schulz immer wieder durch Zusammenstösse mit Behörden und Institutionen auf.

Dass zwei frühere Schulkollegen von Hanna bei der problematischen «Eisenjugend» mitmachten oder noch mitmachen, scheint zuzutreffen. Es handelte sich aber ausdrücklich nicht um die früher von der Familie Schulz beschuldigten Haupttäter der «Mobbing-Affäre». Solche nicht bloss aufgebauschte, sondern schlicht unwahre Geschichten wie jene von Kevin Brühlmann stumpfen die Gesellschaft ab gegen wirkliche rassistische oder antisemitische Vorfälle und Probleme. Umso mehr, wenn dies in so genannten Qualitätsmedien geschieht, die wie das *Magazin* von Tamedia eine gewisse Glaubwürdigkeit beanspruchen. Brühlmann hat also schon vor einem Jahr eine krasse Fehlleistung produziert. Wiesendangen verdient die braune Sauce nicht, die ein effekt-hascherischer, ehrgeiziger Jungjournalist über das schöne Dorf ausgoss.

*Namen geändert



INSIDE WASHINGTON

«Professionelle Diebe»

Als Sir Tim Berners-Lee das World Wide Web schuf, war ihm klar: «Man kann nicht etwas als universalen Raum definieren und gleichzeitig Kontrolle darüber ausüben wollen.» Dreissig Jahre später sind die Sultane des Silicon Valley wild entschlossen, das Gegenteil zu beweisen.

Letzte Woche blockierte Gofundme, eine Website für Spendenaktionen, zehn Millionen Dollar, die für den kanadischen Freedom Convoy gespendet worden waren. Gofundme erlaubt Benutzern, Geld aufzutreiben für jedes Anliegen, von der Finanzierung eines Indie-Films bis zu Kacheln für das Badezimmer. Man braucht dazu bloss eine US-Sozialversicherungsnummer, ein amerikanisches Bankkonto und «Träume, Hoffnungen und Wünsche». Gofundme garantiert, seine Teams arbeiteten «Tag und Nacht dafür, dass das gespendete Geld immer den vorgesehenen Empfänger erreicht» – es sei denn, dieser passt Gofundme politisch nicht.

Denn Gofundme verkündete zum Entsetzen der träumenden, hoffenden und wünschenden Öffentlichkeit, die Millionen, die für die Ahornblattflaggen schwenkende, auf dicken Brummern in Ottawa einfallende Truppe von Gegnern der kanadischen Covid-Politik bestimmt seien, würden an die Absender zurückgeschickt. Ottawas Bürgermeister, der sich besonders ärgerte über die Hüpfburgen und Saunas, die aufgestellt wurden, um bei den winterlichen Protestaktionen gegen die Kälte anzukämpfen, erklärte, er habe sich bei Gofundme dafür eingesetzt, das Geld für die Trucker zu blockieren. Der Tech-Titan Elon Musk wiederum beschimpfte Gofundme als «professionelle Diebe». Verschiedene republikanische Gouverneure gelobten, gegen die Website Untersuchungen wegen Betrugs einzuleiten. Und so schrumpft ein weiteres Universum der freien Meinungsäusserung.

Amy Holmes



Organspender sterben schneller

Heimlich verkürzte die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften die Frist, in der ein Mensch für tot erklärt werden kann und ihm Organe entnommen werden können.

Alex Reichmuth

Wie lange dauert das Sterben eines Menschen? Eine Stunde? Ein Tag? Geht es nach der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW), genügen fünf Minuten, bis ein Mensch tot ist. Zumindest, wenn es sich um einen Organspender handelt.

2017 hat die SAMW die Wartezeit für die Organentnahme nach Herzstillstand von zehn auf fünf Minuten verkürzt. Sie tat das still und heimlich, ohne dass es darüber eine öffentliche Diskussion gegeben hätte. Dabei sind die entsprechenden Richtlinien für Ärzte verbindlich.

Es geht um einen Teil der Organspender, die heute immerhin ein Drittel aller Fälle ausmachen. Sie liegen mit aussichtsloser Lebensperspektive im Spital. Ärzte und Angehörige beschliessen, die lebenserhaltenden Maschinen abzustellen. Das führt zum sofortigen Herzstillstand. Bevor aber die Entnahme von Nieren, Leber und Lunge beginnt, muss gemäss Gesetz der irreversible Funktionsausfall des Gehirns nachgewiesen werden, also der Hirntod. Dabei müssen – wie erwähnt – mindestens fünf Minuten abgewartet werden, in denen kein Blut mehr durch das Hirn fliesst.

Risiko von Fehldiagnosen

Bei Organspendern nach Herzstillstand gibt es einen Zielkonflikt. Denn mit jeder Minute, in der die Organe nicht durchblutet sind, steigt das Risiko, dass diese Schaden nehmen und nicht mehr transplantiert werden können. Umgekehrt besteht die Gefahr, dass der Sterbeprozess des Spenders noch nicht abgeschlossen ist, wenn die Entnahme zu früh beginnt.

Bei Spendern nach Herzstillstand gelten darum genaue Vorschriften. Während der Wartezeit muss mittels Ultraschall belegt werden, dass absolut kein Blut mehr fliesst. Zudem müssen nach Ablauf der fünf Minuten zwei Ärzte den Ausfall aller Gehirnfunktionen bestätigen. Sie testen dazu unter anderem, ob die Pupillen nicht mehr auf Licht reagieren und ob die Schmerzreaktion verschwunden ist.

Es gibt dennoch Zweifel, ob die Spender bei der Organentnahme tatsächlich in jedem

Fall hirntot sind. «Der Ausfall der Gehirnfunktionen ist unter Umständen nicht irreversibel», sagt eine Neurologin zur *Weltwoche*. Denn die getesteten Reflexe würden schon nach einer Minute ohne Blutfluss ausfallen.

Die deutschen neuromedizinischen Fachgesellschaften warnten 2014 vor «einem höheren Risiko von Fehldiagnosen». Wissenschaftlich sei unklar, «wann nach einem Herzstillstand die Irreversibilität eintritt und wann die Gesamtfunktion des Gehirns

Mit jeder Minute, in der Organe nicht durchblutet sind, steigt das Risiko, dass diese Schaden nehmen.

irreversibel erloschen ist». Auch der deutsche Ethikrat äusserte Zweifel: «Eine zehnmünütige – oder gar noch kürzere – Wartezeit nach Herzstillstand lässt (nach derzeitigen Erkenntnissen) nicht den sicheren Schluss auf das irreversible Erlöschen aller Hirnfunktionen zu», schrieb er 2015.

Der deutsche Neurologe Wolfgang Heide wies 2016 in einem Fachaufsatz auf Fälle hin, «bei denen zehn und mehr Minuten nach dem akuten Ausfall der Herzleistung begonnene Re-

animationsmassnahmen zumindest vorübergehend erfolgreich waren». Jedenfalls ist in Deutschland die Organspende nach Herzstillstand generell verboten – im Gegensatz zur Schweiz.

Beunruhigende Aussichten

Nun wecken Informationen zum Organspenden für Fachleute neue Zweifel, ob die Spender bei der Organentnahme wirklich in jedem Fall tot sind. Diese Informationen hat die Stiftung Swisstransplant, die in der Schweiz für Organspenden zuständig ist, vor kurzem publiziert. Ein bestimmtes Modul beschreibt, wie die Ärzte vorgehen müssen, wenn sie den Herzkreislauf nach der fünfminütigen Wartezeit durch Maschinen wieder zum Laufen bringen, damit die Organe bis zur Entnahme mit Blut durchflossen werden und so erhalten bleiben.

Bei diesem Prozedere wird in der Hauptschlagader des Spenders ein «Ballon» platziert. Dieser Ballon, so liest man, diene unter anderem der «Verhinderung der Reperfusion des Gehirns». Warum aber muss dafür gesorgt werden, dass das Hirn nicht wieder mit Blut durchflossen wird, wenn doch der Tod angeblich schon eingetreten ist? Laut einem Artikel im Fachblatt *Transplantation International* von 2020 dient der Ballon in der Hauptschlagader dazu, das «Risiko der Wiederherstellung der Gehirndurchblutung» auszuschliessen. Es gehe darum, «Fälle von Selbstreanimation zu verhindern». Das sind beunruhigende Aussichten – jedenfalls für diejenigen Menschen, die bereit sind, ihre Organe zu spenden.

Der Bundesrat und das Parlament wollen aber künftig alle Personen zu potenziellen Organspendern erklären, die sich nicht zu Lebzeiten aktiv dagegen ausgesprochen haben – also nicht nur diejenigen, die einen Organspendeausweis besitzen. Gegen die Einführung dieser Widerspruchslösung wurde jedoch das Referendum ergriffen. Abgestimmt wird im Mai.



„Seite 5, Seite 6, Seite 7, ...“

Alex Reichmuth ist Redaktor beim *Nebelspalter*.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Netflix-Dämmerung? Die Aktie stürzte leider ab – um über 20 Prozent. Aber der Streaming-King hat 222 Millionen Abonnenten weltweit. Und Weltstars wie Daniel Craig und Roland Emmerich steigen um – zweigleisig (Kino und Streaming). Netflix produziert 2022 für siebzehn Milliarden Dollar Filme und Serien! Relax.

Das «Beverly Hills Hotel» ist noch immer halbvoll. Und im «Fanny's», dem Lokal im neuen Oscar-Museum, sind «Mocktails» die Lieblingsdrinks – alkoholfreie Cocktails.

Die Zahlen sind ernüchternd: Dieses Jahr gibt's nur 71 internationale grosse Hollywood-Filme (2021 gab's 57; 2020 nur 34!). Aber: Europas Filmfans schlenderten 2021 wieder ins Kino. 590 Millionen Tickets wurden verkauft (42 Prozent mehr als im Horrorjahr 2020), Kasse: 3,7 Milliarden Euro. Und die zitternde Berlinale startet mit Jury-Chef M. Night Shyamalan («The Sixth Sense»), 51.

Der mutigste Mann Hollywoods ist das Disaster-Blockbuster-Genie Ronald Emmerich, 66. Für seinen Weltuntergangs-Thriller «Moonfall» hat er das 140-Millionen-Dollar-Budget beim Filmfestival in Cannes eingesammelt – und eigene Millionen reingesteckt: «Ich besitze 50 Prozent des Films! Wenn der Film Gewinn macht, gehört die Hälfte mir. Aber man weiss ja nie. Es kann ein Hit werden – oder nicht.» Die irre Story ist sensationell: Der Mond ist eigentlich ein Raumschiff! Das Monster ist künstliche Intelligenz. Die Stars: Halle Berry

(«Catwoman»), 55, Patrick Wilson («Phantom der Oper»), 48, sowie John Bradley-West («Game of Thrones»), 33, als witziger Antiheld.

Ich hatte Spass. Es ist lustiger und bildgewaltiger als «Don't Look Up!». Der Amerika-Schwabe Emmerich ist ein liebender Visionär: Er dreht seine Welterfolge in Montreal (Kanada) zum halben USA-Preis. Er steckt vierzig Millionen Dollar in Special Effects. Er hat eine Traumvilla über Hollywood und müsste längst nicht mehr arbeiten: «Aber ich langweile mich sonst!»

Er sieht die Zukunft im Heimkino: «Das Kino wird es bald nicht mehr geben. Vielleicht noch zwanzig oder dreissig Jahre – aber dann war's das! Die Leute werden bald Screens in der Grösse ihrer Wohnzimmerwand zu Hause haben. Das ist die Zukunft.» Das Kino wird wie der Theaterbesuch werden: ein Ereignis. Denn das Streaming wird das Kino verändern und verdrängen wie das Internet die Zeitungen. Emmerich plant auch ein Streaming-Projekt – vielleicht «Lawrence von Arabien» als Serie.

Der neuste Batman Robert Pattinson, 35, traf auf einer Restauranttoilette zufällig die dreifache Batman-Legende Christian Bale, 48. Der Rat des alten an den neuen: «Das Wichtigste am Batman-Kostüm ist die Öffnung zum Pinkeln!» Nach der faszinierenden Christopher Nolan-Trilogie ist ein düsterer Batman-Thriller (Premiere: 3. März) fast unmöglich. Aber Teenie-Idol Pattinson («Twilight», Ex von Kristen Stewart) könnte zur neuen Batman-Ikone werden. Er ist ein existenzieller britischer Einzelgänger,

der unerkannt mit Corona-Maske durch London oder New York zieht. Früher, zur «Twilight»-Handy-Hysterie, war er ein Gejagter. Ich traf ihn mal in Cannes: «Ich habe nur drei Taschen: Eine für Kleider. Eine für Elektronik. Und eine für Bücher. Das war meine Freiheit.» Der neue Batman könnte sein «Harry Potter» werden (da spielte er auch mit).

Endlich wird das Geheimnis des berühmten Barts des Agatha-Christie-Detektivs Hercule Poirot enthüllt – im Schwarz-Weiss-Vorspann des Puzzle-Rätsel-Krimis «Tod auf dem Nil» von und mit Filmgenie Sir Kenneth Branagh, 61 (Oscar-Geheimtipp «Belfast»): Eine Weltkriegsgranate zerfetzte sein Gesicht. Sein Bart ist Tarnung. Die Neuverfilmung (5-mal verschoben wie «007») ist ein Killer-Kammerspiel auf einem Nil-Schaukelrad-dampfer (72 Meter lang auf einer 116 Meter langen Studiobühne schwimmend). Es ist gemütliches Uralt-Kino zum schmunzelnden Grübeln über fünf Luxusleichen.

Und der Oscar geht an...? In fünf Wochen gibt's den Nobelpreis des Kinos (27. März). Aber wie? Jedenfalls mit Stars. Mit Moderatoren. Mit Test. Aber ohne Masken? *Surprise.*

Wer wird jubeln? Kultstar Benedict Cumberbatch, 45, für den ermüdenden Endzeit-Western «The Power of the Dog» (Netflix)? Ja, wahrscheinlich. Oder doch endlich Kristen Stewart, 31, als Lady Diana in «Spencer»?

Die Amnesty-Gang

Terrorverbindungen, radikale Gesinnung, Mobbing von Andersdenkenden:
Wie Amnesty International zu einer bandenartigen Truppe von Extremisten geworden ist.

Pierre Heumann

Während vier Jahren haben die Gehaltsempfänger von Amnesty International (AI) Israels Politik gegenüber den Palästinensern recherchiert. Vergangene Woche haben sie ihren Bericht unter dem Titel «Israels Apartheid gegen Palästinenser» vorgestellt: Ein «grausames System der Beherrschung und ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit», fassen sie ihre Erkenntnisse zusammen.

Das Resultat hat weniger mit Israels Politik im Nahen Osten zu tun als vielmehr mit der systematischen Feindseligkeit von Amnesty gegenüber Israel. Wenn Amnesty einen Bericht über den Nahen Osten vorlegt, der mit keinem Wort auf die Menschenrechtsverletzungen durch die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) eingeht und den Terror von Palästinensern ausser Acht lässt, entlarvt sie sich als einseitig, befangen und radikal.

Obsession in Bezug auf Israel

Der Bericht erstaunt nicht. Die NGO hat für ihre Analysen einen Mechanismus aufgebaut, «der sich zum Teil der palästinensischen Propagandamaschinerie macht», so David Collier, der in einer rund 200-seitigen, im Internet publizierten Analyse das «System» Amnesty untersucht.

Die Amnesty-Obsession in Bezug auf Israel ist das Resultat der Personalpolitik, die bei der Besetzung von Kaderpositionen pro-palästinensischen Aktivisten den Vorzug gibt. Dabei muss man Amnesty eines zugutehalten: Die Organisation verheimlicht ihre Sympathien für die Palästinenser nicht. Offen pflegt sie Kontakte zu Kreisen, die im Westen aus guten Gründen als Terroristen bezeichnet werden. So riet ein Amnesty-Angestellter, der für den Nahen Osten zuständig war, der Terrororganisation Hamas, ihre «Märtyrer» nicht zu identifizieren, um gegenüber dem Westen behaupten zu können, es handle sich bei den Toten um unschuldige Zivilisten, die von der israelischen Armee getötet worden seien.

Die Beziehungen zum Terror reichen bis in die Spitze. Kaum hatte die französische Juristin

Agnès Callamard vor einem Jahr ihren Job als oberste Chefin von Amnesty angetreten, setzte sie sich mit drei Palästinensern an einen Tisch, die mit der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) identifiziert werden. Sie unterstützten entweder Terroristen in israelischen Gefängnissen, haben angehende Selbstmordattentäter auf ihren Einsatz vorbereitet oder waren Mitglied bei der PFLP, die in den 1960er und 1970er Jahren Flugzeugentführungen als Kampf- und Erpressungsmittel mehrfach eingesetzt hat. Dabei wurde auch eine Swissair-Maschine mit 143 Passagieren und 12 Besatzungsmitgliedern gekidnappt. Dass sowohl der politische als auch der militärische Flügel der PFLP von der Europäischen Union und den Vereinigten Staaten als terroristische Organisationen geführt werden, ist für Amnesty kein Grund, die eigene Haltung zu überdenken.

Der Gründer von Amnesty, der britische Anwalt Peter Benenson, hatte ganz anderes im Sinn. Er empörte sich 1961 darüber, dass zwei portugiesische Studenten ins Gefängnis mussten, weil sie auf die Freiheit angestossen und gegen das Regime des Diktators António de Oliveira Salazar protestiert hatten. Benenson startete eine Briefkampagne für «Ge-

fangene aus Gewissensgründen». Sie sollten freigelassen werden, verlangte er, verbunden mit einer Amnestie. 1977 erhielt die Organisation den Friedensnobelpreis für die «Verteidigung der Menschenwürde gegen Gewalt und Unterdrückung».

Doch an Amnestie erinnert nur noch der Name der NGO, die nach eigenen Angaben heute über zehn Millionen Mitglieder in mehr als 150 Ländern hat. Das Budget wird mit rund 334 Millionen Euro (2020) angegeben, wobei die Gelder laut Internetseite von 1,5 Millionen Spendern stammen. Der Durchschnittsbeitrag betrage exakt 13,31 Euro, schreibt Amnesty und impliziert damit eine völlige Unabhängigkeit von potenten Geldgebern.

2001 kam es zum Verrat an der Idee des Gründers. Die damals neuernannte Generalsekretärin Irene Khan dehnte den Aktionsradius von Amnesty massiv aus. Auch Armut sei eine Verletzung von Menschenrechten, meinte sie zum Beispiel. Was sie aber nicht hinderte, nach neun Jahren an der Spitze von AI eine saftige Abfindungssumme von umgerechnet rund 650 000 Franken einzufordern. Um sich gegenüber Vorwürfen, das stehe im Widerspruch zu ihrer Kampagne gegen die Armut, zu ver-



Verrat an der Idee: Gründer Benenson.



Einseitige Agenda: Juristin Callamard.

teidigen, schaltete sie einen Rechtsanwalt ein. Er führte als Begründung für die Zahlung zwar mehrere Positionen wie Lohnnachzahlungen oder Umzugskosten an. Aber die Höhe der Summe stritt er nicht ab.

Khan, die bangladeschische Juristin, muss den Abgang bei Amnesty nicht bedauern. Sie lehrt am Graduate Institute in Genf und ist inzwischen Uno-Sonderberichterstatterin für die Förderung und den Schutz des Rechts auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäusserung.

Die enge personelle Verknüpfung von Amnesty mit der Uno hat System. Bevor Agnès Callamard, die heutige Chefin, ihren Job in London antrat, war sie bei der Uno Sonderbericht-

Bei Amnesty werde aufgrund von «Rasse und Geschlecht» diskriminiert, so ein Mitarbeiter.

erstatte für aussergerichtliche, standrechtliche oder willkürliche Tötungen. Salil Shetty, der von 2003 bis 2010 als Direktor für die United Nations Millennium Campaign gearbeitet hatte, erhielt eine Kaderposition bei Amnesty. Die engen personellen Verbindungen zwischen Amnesty und der Uno respektive deren Organisationen bezeichnet Hillel Neuer von UN Watch als «Drehtüre». Ehemalige Uno-Mitarbeiter heuern bei Amnesty an, und wer bei Amnesty aufhört, kann sich beste Chancen auf einen neuen Job bei der Uno ausrechnen.

Zumal die Weltorganisation und Amnesty auch inhaltlich am gleichen Strick ziehen. Da die Organisation für Islamische Zusammenarbeit und die Arabische Liga bei den Vereinten Nationen einflussreich sind, ist das für Amnesty nützlich, weil die NGO damit ihre Relevanz in der Uno erhöht.

Die Politisierung der Organisation geht auf Kate Allen zurück. Die Oxford-Absolventin



Rassismuskorwürfe: Ex-Chefin Allen.

hat während mehr als zwanzig Jahren als Direktorin von Amnesty International UK, einer der wichtigsten Töchter der übergreifenden Organisation, von London aus die ultralinke Strategie von Amnesty geprägt. Sie hinterliess bei ihrem Rücktritt im März 2021 allerdings eine Organisation, die intern so ganz anders tickt als die Politik, die sie gegen aussen vertritt. Allen, langjährige Lebensgefährtin von Ken Livingstone, dem linken Bürgermeister von London – er wurde aus der Labour-Partei ausgeschlossen, nachdem er gesagt hatte, Hitler habe in den 1930er Jahren den Zionismus unterstützt –, Allen musste Amnesty vor einem Jahr verlassen, nachdem innerhalb der Organisation gegen sie Rassismuskorwürfe erhoben worden waren. Das Management versprach, die «interne Kultur» zu reformieren und die gravierenden Mängel zu beheben, die ein externer Bericht im Oktober 2020 offengelegt hatte. Bei Amnesty herrsche ein «vergiftetes Arbeitsklima», bestätigte ein Mitarbeiter gegenüber BBC, und es werde – ausgerechnet bei Amnesty! – aufgrund von «Rasse und Geschlecht» diskriminiert.

Anspruch auf die Wahrheit

Kenner von Amnesty führen das auf die Politisierung der NGO zurück. Die interne Kultur erinnert an das Verhalten einer Gang, einer Bande. Wer die Ideologie und die globale Vision der Gruppe nicht verinnerlicht, riskiert, gemobbt und ausgegrenzt zu werden. Unite, die grösste Gewerkschaft Grossbritanniens und Irlands, hatte im Februar 2019 einen «radikalen Wechsel in der Führungsspitze von Amnesty International» gefordert. Es gehe um die Gesundheit und das Wohlergehen der Arbeitskräfte.

Das waren keine leeren Worte. Denn wiederholt ist es zu tragischen Fällen gekommen: Im Juli 2018 beging Rosalind McGregor Selbstmord, eine Praktikantin der Genfer AI-Niederlassung. Wenige Monate zuvor hatte sich ein 65-jähriger Analyst namens Gaëtan Mootoo im Pariser Büro von AI das Leben genommen.

Terrorverbindungen, Drehtür zur Uno, auf politische Gesinnung fokussierte Personalpolitik: Die einst angesehene Organisation ist zur PR-Maschine mit einer einseitigen Agenda verkommen. Amnesty-Gründer Peter Benenson, der seine Kindheit in Jerusalem und in London verbrachte, wäre aber wohl nicht sonderlich schockiert darüber, was aus seinem Menschenrechts-Start-up geworden ist. Denn vor seinem Tod (2005) hatte er Amnesty wegen deren Fixierung auf Israel angeprangert. Seither ist das Gebaren der Gruppe, die sich als Menschenrechtsorganisation bezeichnet, radikaler geworden. Sie verhält sich wie eine Gang, die die Wahrheit für sich beansprucht und die Augen vor der Realität verschliesst, um ihre politische Linie durch Fakten nicht in Frage zu stellen.



THIEL

Antworten

Moderator: Willkommen zur 100. Ausgabe unserer beliebten Sendung «Die Bürger fragen, der Bundesrat antwortet». Anlässlich des Jubiläums drehen wir den Spiess um. Heute heisst es «Der Bundesrat fragt, die Bürger antworten». Zu Gast im Studio haben wir Ignazio Cassis. Wie lautet Ihre erste Frage?

Cassis: Wie zufrieden sind Sie mit der Arbeit des Bundesrats?

Moderator: Danke für diese interessante Frage. Antworten wird der erste Bürger in der Leitung.

Bürger: Hier spricht Jérôme Eggenchwiler aus Menzingen. Herr Cassis, wissen Sie, wohin Sie sich ihre Frage...

Moderator: Leider mussten wir Herrn Eggenchwiler aus der Leitung nehmen. Ich bitte die Bürgerinnen und Bürger, ihre Antworten ruhig und sachlich vorzutragen. Die nächste Frage, bitte.

Cassis: Was würden Sie sich vom Bundesrat wünschen, wenn Sie sich vom Bundesrat etwas wünschen könnten?

Moderator: Eine grossartige Frage. In der Leitung haben wir eine Bürgerin, die...

Bürgerin: Zurücktreten! Alle sofort zurücktreten!

Moderator: Äh, danke. Herr Cassis hat auch Fragen seiner Bundesratskolleginnen und -kollegen mitgebracht.

Cassis: Ja, meine Kollegin Simonetta möchte wissen, ob die Bürger vielleicht selber eine Frage haben.

Bürgerin: Woher hat Simonetta die Millionen, um sich eine Luxusvilla zu kaufen?

Cassis: Ich habe die Frage nicht verstanden.

Moderator: Die nächste Frage.

Cassis: Hier ist eine Frage, die mir Alain Berset aufgeschrieben hat: Hat jemand einen Vorschlag für das Motto seines nächsten Präsidentschaftsjahres 2025?

Bürger: Berset spritzt sich in Deutschland frei.

Cassis: Geht es um die Impfung?

Andreas Thiel

Putin in Amerikas Hinterhof

Medienwirksam inszeniert Wladimir Putin sein Land als Opfer westlicher Expansionsgelüste. Derweil rüstet er in Lateinamerika alte Sowjet-Vasallen zu russischen Brückenköpfen auf.

Urs Gehriger

Man stelle sich vor, Putin würde im Hinterhof der USA intervenieren! Was würden die Amerikaner dazu sagen?», lautet eine beliebte rhetorische Frage in der Ukraine-Krise. Die offensichtliche Antwort der Putin-Verteidiger kommt wie aus der Pistole geschossen: «Die Amerikaner würden sich das niemals bieten lassen.» Daher solle man sich nicht wundern, wenn Putin seinerseits auf eine Nato-Osterweiterung höchst sensibel reagiere.

Die Realität sieht so aus: Putin tut das, was er den Amerikanern vorwirft, selbst. Fernab der TV-Kameras, die auf die Ukraine fixiert sind, nistet er sich in Lateinamerika ein, leise und nachhaltig. Während er die westlichen Bündnispartner der Nato ultimativ auffordert, «ihre ideologisierten Ansätze des Kalten Krieges aufzugeben», paktiert Putin seit Jahren just in dem von ihm verpönten Geist des alten Blockdenkens mit den ehemaligen Sowjetvasallen Kuba und Nicaragua. Venezuela komplettiert die «Troika der Tyrannen», wie ein ehemaliger nationaler Sicherheitsberater der US-amerikanischen Regierung die russische Dreierallianz in Lateinamerika bezeichnete.

Panzer und selbstfahrende Artillerie

Unter der Ägide von Hugo Chávez stieg Venezuela zum engsten Verbündeten Russlands auf. Während seiner vierzehnjährigen Amtszeit war der Regent mit Hang zum operettenhaften Pathos neun Mal Gast in Moskau. Dort schuf er zusammen mit Putin die Basis für eine Sicherheits- und Verteidigungsallianz, die das Maduro-Regime bis heute aufrechterhält.

Obwohl das Volk des Energieriesen Venezuela mit den weltweit grössten Ölreserven darbt, gehen dessen Herrscher dick auf Einkaufstour. Seit Putins Machtübernahme vor gut zwanzig Jahren hat Russland «Militärausrüstung und Waffen im Wert von über 11,4 Milliarden Dollar» an Caracas verkauft, wie José Gustavo Arocha, Oberstleutnant der venezolanischen Armee im Ruhestand, jüngst im *Defense Dossier*, einer Online-Publikation des American Foreign Policy Council, offenlegte. Dazu

gehören Kampffjets, Angriffs- und Transporthubschrauber, Luftverteidigungs- und Marineplattformen, Panzer, gepanzerte Mannschaftstransporter, selbstfahrende Artillerie und verschiedene Kleinwaffen, einschliesslich Boden-Luft-Raketen.

Putins schützende Hand über dem defizitären Sozialistenregime beschränkt sich nicht auf Waffenlieferungen. Der Präsident lässt russische Akteure intervenieren, um sicherzustellen, dass die Macht seines treuen Partners

Moskau liess Söldner der berüchtigten Gruppe Wagner nach Venezuela einfliegen.

Nicolás Maduro bestehen bleibt, wie Recherchen von Reuters belegen. So bestätigte Jewgeni Schabajew, «Anführer eines lokalen Ablegers einer paramilitärischen Kosakengruppe mit Verbindungen zu russischen Militärunternehmen», der Nachrichtenagentur, dass Moskau 2018 rund 400 russische Söldner der berüchtigten Gruppe Wagner zum Schutz von Maduro über Kuba nach Venezuela einfliegen liess. Dies in Frachtflugzeugen, «die einer Ab-

teilung der russischen Präsidialverwaltung gehören».

Derweil inszeniert Putin sein Land als Opfer westlicher Expansionsgelüste. Und erhält dabei Schützenhilfe aus China. Unmittelbar vor der feierlichen Eröffnung der Olympiade verkündete Xi Jinping Seite an Seite mit Putin, Peking sei «gegen eine weitere Erweiterung der Nato». Was die aufstrebende Weltmacht China in keiner Weise daran hindert, ihren Einfluss auf der Welt auszubauen, namentlich in Lateinamerika, und dies mit militärischen Mitteln.

Das *Wall Street Journal* machte jüngst auf diese unterbelichteten Interventionen aufmerksam: «Russland und China pflegen eine hybride Kriegsführung, bei der sie hochwertige militärische Nachrichtensysteme und Ausrüstung mittels privater Söldnerfirmen und krimineller Gruppen einsetzen.» Dabei ergänzen sich die beiden Giganten. «Russland liefert Waffen und Personal, während China die anspruchsvollere Militärtechnologie bereitstellt.»

Und jetzt Kolumbien?

So kommt Russland und China eine Schlüsselrolle für das Überleben der venezolanischen und kubanischen Militärdiktaturen zu. Und sie denken nicht daran, es damit bewenden zu lassen. Kolumbien scheint als Nächstes auf der Agenda zu stehen. Unter dem Vorwand, den Narko-Handel zu unterbinden, militarisiert Venezuela seine Grenze zu Kolumbien – mit Kampfflugzeugen aus chinesischer Produktion und Aufklärungsdrohnen aus Russland. Beobachter warnen: Sollte der ehemalige Guerillero Gustavo Petro die kolumbianischen Präsidentschaftswahlen im Mai gewinnen, seien die Weichen gestellt, um das Land, das lange ein enger Verbündeter der USA war, zur Einflusszone Russlands zu verwandeln.

Die Durchdringung Lateinamerikas zeigt: Putin tut in Amerikas Hinterhof, was er dem Westen in Europa vorwirft. Seine seit Jahren zielstrebig durchgeführten Interventionen im Rücken der USA sind substanzieller Teil einer globalen russischen Machtstrategie.



Globale Machtstrategie:
Putin, Maduro (l.).

Monika Rühls hohe Schule der falschen Prioritäten

Statt sich gegen Stempelsteuer und Tabakwerbeverbot aufzubauen, redet die Economiesuisse-Chefin übers Klima.

Marcel Odermatt

Bern

Economiesuisse dürfte am Sonntag als doppelte Verliererin dastehen. Das Volk will die Stempelsteuer laut Umfragen nicht abschaffen. Dafür stimmt es Werbeverboten bei Zigaretten zu.

Der Wirtschaftsdachverband veranstaltete dieser Tage seine Jahresmedienkonferenz. Wer erwartet hatte, dass sich die mächtige Organisation nochmals gegen die drohende Schlappe auflehnen würde, sah sich getäuscht. Präsident Christoph Mäder lamentierte über die «Krise in der Europapolitik nach dem Abbruch der Verhandlungen über das Rahmenabkommen». Die anstehenden Urnengänge behandelte der Multi-Verwaltungsrat nur kurz am Rande.

Gar kein Thema für Monika Rühl waren die geplanten Steuerentlastungen für Firmen und die Reklamebeschränkungen. Die Vorsitzende der Geschäftsleitung referierte dafür über das Klima. Am Vorabend eines sich abzeichnenden Flops für die bürgerlichen Parteien und die Wirtschaftsverbände redete die studierte Romanistin dem Publikum ins Gewissen: «Die Wirtschaft ist sich ihrer Bedeutung im Klimaschutz bewusst.» Obwohl das revidierte CO₂-Gesetz vom Stimmvolk im vergangenen Jahr abgelehnt worden sei, halte die Wirtschaft am gesteckten Netto-null-Ziel fest und werde «das eigene Klimaprogramm vorantreiben».

Pandemie als Frauensache

Dass Rühl das Klima retten möchte, sei ihr unbenommen. Doch die Frage stellt sich, ob die Leiterin eines Verbandes, der 100 000 Unternehmen mit zwei Millionen Beschäftigten vertritt, die richtigen Prioritäten setzt. Immerhin kämpft Economiesuisse laut eigenen Angaben für «optimale Rahmenbedingungen für Schweizer Unternehmen – vom KMU bis zum Grosskonzern». Steuererleichterungen und die Verhinderung von Werbeverboten gehören sicher dazu.

Es ist nicht das erste Mal, dass Rühl sonderbare Schwerpunkte setzt. Vor einigen Wo-



Netto null: Verbandschefin Rühl.

chen liess sich die Funktionärin von SRF für eine «Club»-Sendung zum Thema «Corona – Frauen in der Verantwortung» einspannen. In der Runde plauderten ausschliesslich Teilnehmerinnen, wie sie die Pandemie erleben.

Unvergessen, wie Rühl die grösste bürgerliche Partei in den Senkel stellte.

Dabei eignet sich eine Seuche, die die gesamte Gesellschaft und alle Lebensbereiche tangiert, kaum als Frauenthema. Mit ihrem Auftritt half Rühl dem zwangsgebührenfinanzierten TV-Sender nur, seine feministische Agenda zu verfolgen.

Während sie die Interessen von Frauenrechtlerinnen im Leutschenbach bedient, kennt sie keine Gnade, wenn die SVP einen Vorstoss betreffend Zuwanderung lanciert. Unvergessen, wie Rühl 2020 die grösste bürgerliche Partei in den Senkel stellte und lapidar erklärte, das Begrenzungs-Volksbegehren gefährde den Wohlstand. Oder 2018, als sie mehrere Frachtcontainer auf den Bundesplatz stellen liess, um gegen die Selbstbestimmungsinitiative der Rechtspartei zu weibeln. Das Anliegen würde «Exporte gefährden».

Dass die ehemalige rechte Hand von FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann und einstige persönliche Mitarbeiterin von CVP-Magistrat Joseph Deiss immer wieder mit Verve auf die SVP losgeht, hat dazu beigetragen, dass das Verhältnis zwischen dem Wirtschaftsverband und der Volkspartei angespannt ist. Viele haben ihr nie verziehen, dass sie in einem Interview auf die Frage, ob die SVP eine Wirtschaftspartei sei, mit «Jein» geantwortet hatte.

Linke reiben sich die Hände

Auch mit Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler (FDP) lieferte sie sich in aller Öffentlichkeit einen epischen Streit. Ausgerechnet im Vorfeld der Konzernverantwortungsinitiative vor zwei Jahren gingen die beiden Exponenten aufeinander los. Bigler warf den Grosskonzernen mangelndes Engagement im Abstimmungskampf vor. Rühl sah rot und beschimpfte ihn als «launischen Direktor», «Hypothek» und «abgewählten Nationalrat».

Die Hände reiben konnten sich die Linken. Die Vorlage fand beim Volk eine Mehrheit und scheiterte nur am Ständemehr. In vier Tagen dürfte es wieder ähnlich aussehen. Rühls falsche Prioritäten helfen den Befürwortern der Stempelsteuer dabei, am 13. Februar einen bedeutenden Triumph einzufahren.

Immerhin: Im Schweizer Polit-System hat man sofort wieder die Chance, es besser zu machen. National- und Ständerat haben beschlossen, die Verrechnungssteuer auf Zinsen aus inländischen Obligationen ersatzlos zu streichen. Die SP ergriff dagegen das Referendum. Die Abstimmung ist für September geplant. Nach dem zu erwartenden Sieg der Linken bei der Stempelsteuer wird das für die Wirtschaft und die bürgerlichen Parteien eine noch grössere Herausforderung. Rühl und Economiesuisse werden die Führung in der Kampagne haben. Die Verbandschefin kann für einmal gar nicht anders, als die Prioritäten richtig zu setzen.

Thomas Mann und die Erotik des Todes

Tom Kummer

Tom Kummer: Herr Mann, wo halten Sie sich gerade auf?

Thomas Mann: Schwer zu sagen. Der Tod ist ja ein Übergang. In eine andere Form des Seins. Beim Sterben verlässt die Seele den Körper, schwebt zeitlos durch die Unendlichkeit.

Kummer: Klingt nach spirituellem Hokuspokus. Ihr literarisches Werk lässt aber keinen direkten Blick auf Ihre Religiosität zu. Sie arbeiten oft mit ironisch-distanzierten Schilderungen bürgerlicher Religiosität in ihrem Verfallsstadium.

Mann: Das stimmt. Ich war nie religiös, wenn Sie das meinen, junger Mann.

Kummer: Sie waren ein Meister der Verstellung, meisterhaft darin, Legenden über sich selbst in die Welt zu setzen und, wie die meisten Ikonen, sehr beschäftigt mit Ihrem Image. Es wäre also ein Fehler, biografische Wahrheiten aus Ihrer Dichtung zu destillieren. Trotzdem muss ich Sie jetzt fragen: Kann eine Existenz als Ikone im Jenseits erträglich verlaufen?

Mann: Es gab schöne Momente. Ich bin unter anderem meinem guten Freund Arnold [Schönberg, Anm. d. Red.] begegnet. Der süßen Shirley Temple, Arnolds Nachbarin in Los Angeles. Und meinem Vater! Es war unglaublich.

Kummer: Ihrem Vater, dem Konsul?

Mann: Ja, er trug noch immer einen mausgrauen Rock, über dessen breiten Kragen ein ganz leise angedeutetes Zöpfchen fiel. Fantastisch. Vater war natürlich sehr schockiert über meine Erscheinung.

Kummer: Die Gespaltenheit zwischen Bürger und Künstler ist ja ein Hauptmotiv Ihres Werks. Treten Sie im Jenseits nicht weiter in Form und Haltung bürgerlich auf?

Mann: Nein. Ich bin oft nackt.

Kummer: Nackt?

Mann: Manchmal mit Bademantel unterwegs. Aber eher selten.

Kummer: Das ist erstaunlich. Nacktheit war ja im Diesseits nicht unbedingt Ihr Thema?

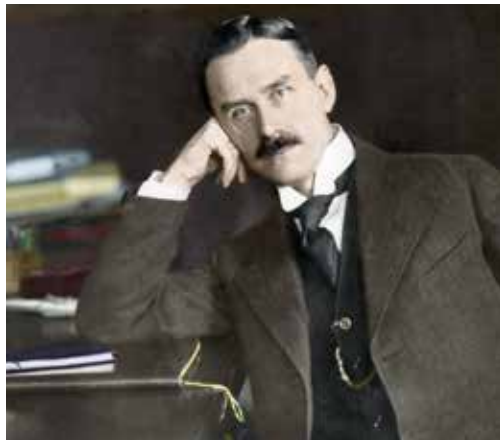
Mann: Das hat sich im Jenseits verändert.

Kummer: Ist Ihnen Tadzio erschienen?

Mann: Ja! Und das hat mich doch eher überrascht. Dass mich die wehmütige Sehnsucht, die fatalistische Melancholie und das peinlich berührte und zugleich aufgeregte Gefühl, der eigenen Schwärmerei überführt worden zu sein, diese Höhen und Tiefen angesichts des schönen Tadzio – dass mich diese Bilder und Stimmungen im Jenseits wieder heimgesucht haben. Dafür bin ich sehr dankbar.

Kummer: Können Sie uns diesen Umstand ein bisschen genauer erklären?

Mann: Noch immer spielt mein Liebling unschuldig am Strand. Noch immer ist Venedig vom Unheil bedroht. Aber im Jenseits lässt Tadzio sich nach dem Bad nicht von seiner Mutter



«Ich bin oft nackt»: Literat Mann, ca. 1916.

ter und der Gouvernante in wärmende Handtücher hüllen, sondern er blickt versonnen und nackt aufs Meer, und dann blickt er gleichsam neugierig in meine Augen, und er nähert sich mir. Und dieser wunderschöne Junge, der gewöhnlich einen Matrosenanzug trägt, steht jetzt immer völlig nackt vor mir, und ich kann ihn endlich mit meinen eigenen Händen anfassen.

Kummer: Das klingt wunderschön, Herr Mann. Erlauben Sie mir trotzdem noch eine Frage zu Ihrem Sterben, und in keiner Weise möchte ich dabei pietätlos klingen. Können



«Dieser wunderschöne Junge»:

Sie sich noch genau an den Moment Ihres Ablebens erinnern?

Mann: Das ist mir jetzt doch zu stark ein Stimmungsbruch. Dazu möchte ich nichts sagen.

Kummer: Der Tod steht aber im Zentrum Ihres Schaffens. Sie haben Ihr Werk mit einer Art Todeserotik überzogen. Und darüber wollen Sie jetzt nicht mit uns sprechen?

Mann: Todeserotik? Das heisst nicht, dass ich mich für meinen eigenen Tod interessieren muss.

Kummer: Wir leben momentan im Schockzustand einer Seuche namens Covid-19. Viele Menschen sind traumatisiert. Als junger Schriftsteller hatten Sie ebenfalls eine traumatisierende Erfahrung mit dem relativ überraschenden Tod Ihres Vaters zu verarbeiten. Also der Schock der unmittelbaren Konfrontation mit Krankheit und Tod, den Sie als Halberwachsener erfahren mussten...

Mann: ... als Knabe...

Kummer: ... wie bitte?

Mann: Halberwachsene gibt es nicht. Es heisst korrekterweise «Knaben».

Kummer: Okay, dann sprechen wir von Knaben, die eine Schockerfahrung gemacht haben. Ich frage mich nur, wieso Sie jetzt mit uns nicht über Ihr eigenes Sterben sprechen möchten.

Mann: Diese Art von Beschreibung interessiert mich nicht.

Kummer: Trotzdem möchte ich unsere Leser und Leserinnen an Ihre letzten Momente im Diesseits erinnern. Die Realität der Dinge.

Mann: Ich finde das eher anstössig!



Federico Fellinis «Tod in Venedig», 1971.

Kummer: Es ist der 12. August 1955, Zürcher Kantonsspital. Die innere Wand Ihrer Bauchschlagader reißt ein. Das Blut strömt durch den Riss der Aorta zwischen die Schichten der Gefäßwand. Der Herzschlag drückt immer mehr Blut in den Spalt. Ein Hohlraum, der sich immer weiter ausbreitet. In Ihrem Fall bis hinunter ins Becken. . .

Mann: Hören Sie bitte auf. Das ist unerträglich.

Kummer: Tut mir leid, Herr Mann. Das ist die Realität Ihres Sterbens.

Mann: Interessiert niemanden.

Kummer: Wer war der letzte Mensch, den Sie im Diesseits erlebt haben?

Mann: Ein junger italienischer Pfleger in einem weissen Anzug. Er fragte mich, ob ich ein Glas Wasser wünschte. Mir gefiel die Traurigkeit in seinen Augen.

Kummer: Traurigkeit?

Mann: Traurigkeit macht die Menschen interessant.

Kummer: Sie pflegten einen romantischen Kult mit Krankheiten, Tuberkulose in «Zauberberg», Cholera in «Tod in Venedig». Fast scheint es so, als ob Sie behaupten wollten, dass die Menschen durch ihre Erkrankung eine gewisse Überlegenheit gegenüber Normalsterblichen erlangen würden.

Mann: Der tuberkulöse Charakter war empfindsamer, schöpferischer, ein besonderes Wesen.

Kummer: Das war ironisch gemeint, richtig?

Mann: Wieso?

Kummer: Die Romantiker des 19. Jahrhunderts erfanden das Kranksein als Vor-

wand für Müsiggang. Solange Tuberkulose unheilbar war, liebten Literatur und Oper sie als schaurig-schönes Thema. . .

Mann: Sie übertreiben.

Kummer: Von Verdi und Puccini bis hin zu Ihnen – Sie alle lassen Ihre Protagonistinnen an Schwindsucht erkranken. Werke wie Alexandre Dumas' «Die Kameliendame» (1848) machten die Schwindsucht erst richtig chic.

Mann: Junger Mann, wollen Sie mich mit Alexandre Dumas vergleichen? Es geht um eine ganz andere Realität. Jeder Zweite war in Europa mit Tuberkulose infiziert, die Krankheit verlief bei jedem Siebten tödlich. Das hatte Folgen für die Menschheit

Kummer: Und was machen Sie daraus? Ihr Protagonist Hans Castorp kann es kaum fassen, dass nicht alle Patienten im Sanatorium so sinnlich-schön leiden wie seine Madame Chauchat. «Krankheit ist doch gewissermassen etwas Ehrwürdiges», meint er zu seinem Mentor Settembrini. Der widerspricht dann aber: «Krankheit ist durchaus nicht vornehm, durchaus nicht ehrwürdig – diese Auffassung ist selbst Krankheit oder sie führt dazu.»

Mann: Wissen Sie, ob Castorp nun wirklich an Tuberkulose leidet oder nicht, lasse ich ja bewusst offen. Dadurch werden der Krankheit zwei ganz unterschiedliche Bedeutungen zuteil: eine medizinische und eine metaphorische. Es geht einfach darum, wie man als

«Eine Gesellschaft definiert sich nicht zuletzt durch ihren Umgang mit Krankheit und mit Kranken.»

Mensch lernt, mit den Widersprüchen der Moderne umzugehen.

Kummer: Das ist auch gerade Thema unserer Gegenwart. Die Viren. Die Krankheit. Aber was ist eine Krankheit, Herr Mann?

Mann: Sie ist eine Tatsache. Sie ist das Wirklichste, was einem Menschen widerfahren kann.

Kummer: Sie meinen, die Krankheit bringt uns auf den Boden der Tatsachen zurück?

Mann: Sie zwingt eine Wahrheit hervor.

Kummer: Was heisst das?

Mann: Solange es Viren gibt, ist der Mensch nicht sicher.

Kummer: Zu Ihrer Zeit wüteten Grippe, Tollwut, Herpes, Pocken, Masern, Hepatitis. Aber haben Sie schon von Denguefieber, Ebola, Covid-19 oder so was wie Computerviren gehört?

Mann: Nein.

Kummer: Sind Viren das absolut Böse?

Mann: Ja.

Kummer: Wird im Jenseits auch über Viren diskutiert? Zum Beispiel über Aids?

Mann: Sagt mir nichts. Ein Virus?

Kummer: Ja. Der HI-Virus.

Mann: Und wer trägt die Schuld an diesem Aids?

Kummer: Der Hedonismus, sagt man. Die sexuelle *libertinage*.

Mann: Das verstehe ich alles nicht.

Kummer: Dabei wären die Schrecken von Aids, deren wir ja heute zum Glück in den meisten Fällen Herr geworden sind, genau Thema Ihres Werks: Wer dem Sog der Liebe verfällt, wird vernichtet und geht unter – wer die Liebe aber ängstlich meidet, verfehlt das Leben und beraubt sich der künstlerischen Kreativität.

Mann: Das stimmt. Ich konnte diesen Widerspruch mein Leben lang nicht auflösen.

Kummer: Aber Sie haben daraus immer wieder neue Energie für Ihr Schaffen ziehen können.

Mann: Richtig.

Kummer: Herr Mann, wir im Diesseits fragen uns bereits: Wer und was wird mal, historisch betrachtet, am Coronavirus schuld gewesen sein, wenn es «besiegt» oder auch zum zyklisch auftretenden Normalfall geworden ist?

Mann: Wissen Sie, junger Mann, die Schuldfrage ist nicht entscheidend. Vielmehr definiert sich eine Gesellschaft nicht zuletzt durch ihren Umgang mit Krankheit und mit Kranken. Es geht um die Rettung! Das ist entscheidend. Das Rettende, das nicht allein in einer Fähigkeit liegt, die Krankheit zu «kontrollieren», sondern auch in einer Besinnung auf die Tugenden der Mitmenschlichkeit.

Kummer: Krankheit muss also Prüfung und Strafe sein, sonst ergibt sie keinen Sinn.

Mann: Ja. Seuchen werden zu Metaphern. Und Beschleunigern von fundamentalen Verschiebungen von Macht und Ordnungen. Und mittendrin ein besinnungsloses Weiterfeiern und Weiterkonsumieren. . .

Kummer: Als hätte man sich dazu verschworen, Edgar Allan Poes «Die Maske des roten Todes» als Massenspektakel aufzuführen.

Mann: Wollen Sie mich mit Edgar Allan Poe vergleichen?

Kummer: Nein, das würde ich mir niemals erlauben, Herr Mann. Vielen Dank für dieses Gespräch.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern.



Instagram ist gefährlicher als Telegram

Deutschland will gegen den Messenger-Dienst Telegram vorgehen. Bei Instagram sind die Behörden grosszügiger.

Kurt Pelda

Für den *Spiegel* ist Telegram «der wohl gefährlichste Messenger-Dienst der Welt». Und in einem NZZ-Video heisst es: «Telegram ist ein Nachrichtendienst, der auch von vielen Verschwörungstheoretikern genutzt wird. Der Grund: Telegram löscht kaum Inhalte, auch wenn diese Falschinformationen oder Hetze enthalten.»

Fake News und Hetze sind in allen sozialen Medien zu finden. Der Telegram-Dienst des exilierten Russen und Multimillionärs Pawel Durow ist da keine Ausnahme. Morddrohungen und Gewaltaufrufe sind ein Problem, seit es soziale Medien wie Twitter, Youtube, Facebook oder Instagram gibt.

Dass westliche Behörden und Medien nun schon seit längerem gegen Telegram schiessen, hat vor allem einen Grund: Es gibt dort Meinungen, die Regierungen nicht gerne hören. Massnahmenkritiker und Impfgegner versammeln sich auf Telegram, weil sie auf anderen Kanälen zensiert werden.

Heute wahr, morgen eine Lüge

Zensur ist gerechtfertigt, wenn es um strafbare Inhalte wie Mordaufrufe oder antisemitische Hetze geht. Hier hat Telegram tatsächlich ein Problem. Doch wer bestimmt, was Falschinformationen und Verschwörungstheorien sind? Was heute als wahr gilt, kann schon morgen eine Lüge sein oder umgekehrt.

Beispiele wären die vom Bundesamt für Gesundheit zu Beginn der Corona-Krise verbreitete Falschmeldung, dass Masken nichts nützten, oder die von vielen Medien kolportierte Unwahrheit, dass Geimpfte nicht ansteckend seien.

Telegram-Gründer Durow, 37, ist nicht ohne Grund zum Libertären geworden, der sich gegen Zensurversuche von Regierungen sperrt. Der Erfinder des russischen Facebook-Konkurrenten V-Kontakte (VK) hat schlechte Erfahrungen mit dem Kreml gemacht. Dieser wollte, dass Durow den russischen Oppositionellen Alexei Nawalny von VK verbannt.

Durow weigerte sich und antwortete auf Twitter mit dem Foto eines Hundes, der einen

Kapuzenpullover trägt und dem Kreml die Zunge herausstreckt. Da dauerte es nicht mehr lange, bis der Multimillionär Russland verlassen musste. In der Folge konzentrierte er sich auf den Messenger-Dienst Telegram. Aus diesem wurde inzwischen ein soziales Netzwerk mit gegen 600 Millionen Nutzern.

Nicht nur Impfgegner und Massnahmenkritiker nutzen Telegram zur Verbreitung ihrer Propaganda, sondern auch Oppositionelle in aller Welt. Eine wichtige Rolle spielt das Me-

Instagram ist gut beim Filtern von nackten Brüsten, aber schlecht beim Entfernen von Nazipropaganda.

dium im Widerstand der Weissrussen gegen Diktator Lukaschenko, der Iraner gegen das Mullah-Regime und der Burmesen gegen ihre Militärjunta. Selbst der Kreml versuchte schon, den Dienst zu blockieren.

So gesehen, wirkt es wie Hohn, wenn sich Behörden wie in Deutschland sorgen, dass sich «Querdenker» auf Telegram zu «Abendspaziergängen» verabreden. Telegram trägt höchstens dazu bei, dass das Recht auf Strassenprotest nicht von Bürokraten ausgehebelt wird.

Gegenüber sozialen Medien wie Instagram oder Tiktok hat Telegram einen riesigen Vor-

teil: Es ist keine Datenkrake, die Informationen über die Nutzer dazu verwendet, ihnen personalisierte Werbung oder Freundschaftsvorschläge vorzusetzen.

Wer dagegen auf Instagram ein Konto mit rechtsextremen oder verschwörungstheoretischen Inhalten eröffnet, erhält ganz schnell Vorschläge, wer sonst noch solches Gedankengut verbreitet. Der Algorithmus spiegelt den mehr als eine Milliarde Instagram-Nutzern eine falsche Welt vor, in der es fast nur Gleichgesinnte gibt. Das ist tatsächlich gefährlich.

So etwas fehlt auf Telegram: Wer dort einen Kanal eröffnet, muss Abonnenten selber anlocken. Hilfe von Telegram gibt es keine. Auch wenn das in den Vereinigten Arabischen Emiraten beheimatete Unternehmen schon unzählige Propagandakanäle der Terrorgruppe Islamischer Staat gelöscht hat, tut es wenig gegen rechtsextreme und rassistische Inhalte oder gegen Gewaltaufrufe.

Ungestörte Neonazis

Aber auch auf Instagram tummeln sich Neonazis – oft ungestört. Da wäre Alessandro B. vom Thunersee, der durch widerliche antisemitische Beiträge auffällt. Oder ein anderer Rechtsextremer, der vor Weihnachten ein Foto von Auschwitz mit der Aufschrift «Happy Holocaust» hochlud. Der Beitrag ist immer noch einzusehen.

Instagram ist gut beim Herausfiltern von nackten Brüsten und Impfkritik, aber schlecht beim Entfernen von Nazipropaganda. Und im Gegensatz zu Telegram hilft der Instagram-Algorithmus demokratiefeindlichen Gruppen, sich zu vernetzen und ihren Wirkungsbereich zu vergrössern.

Etwas hohl wirkt es vor diesem Hintergrund, wenn die NZZ im erwähnten Video über Telegram kritisiert: «Neben gegenseitiger Bestärkung machen sich Maskengegner auch über Menschen lustig, welche die Massnahmen befolgen. Mit eigens gefertigten Memes beispielsweise. Oft enthalten diese Posts Falschinformationen über die Pandemie.»

Hat die NZZ keine anderen Sorgen?



Verehrung der Doofen

Warum machen wir Leute berühmt, die den Anschein erwecken, nicht bis drei zählen zu können?



Filip Pavlovic ist Dschungelkönig: Ein Ex-«Bachelorette»-Kandidat, der den Reichstag in München verortet, gewann die Kult-Trash-TV-Show. Müsste ich etwas benennen, das den Zustand der Gesellschaft widerspiegelt, es wäre wohl dieses Zuschauer-Voting. Wie um Himmels willen konnte er überzeugen?

Nun, man sollte von derlei Unterhaltungssendungen nicht allzu viel erwarten. Erst recht keine intellektuellen Kandidaten. Sympathie für fehlende Bildung ist in einem Land, das den Deutsch-Mazedonier Zlatko Trpkovski im «Big Brother»-Container abfeierte, nichts Neues; der Sänger und gelernte Kfz-Mechaniker hielt Schriftsteller William Shakespeare für ein Bier. Dennoch: Es fragt sich, ob es nicht auch mal gut ist mit dieser Verehrung der Doofen.

Zlatkos Shakespeare-Fauxpas in der ersten «Big Brother»-Staffel liegt 22 Jahre zurück. Ebenso alt ist die Werbung für die Hotline der Auskunft «11880» mit Verona Pooth (damals noch Feldbusch), Slogan: «Da werden Sie geholfen.» Dumm-Stellen wurde neben Dumm-Sein zum Garanten für Aufmerksamkeit. Im Nachmittagsprogramm der Talkshows ergötzte man sich an den Assis (Duden: Kurzwort für Asoziale). Paris Hilton alberte mit Nicole Richie herum, der Adoptivtochter von Starsänger Lionel Richie. Die schlechte Nachricht: Seither ging es niveautechnisch nur noch bergab.

Es gibt einen Spruch, der lautet: «Stop making stupid people famous.» Das Problem liege aber nicht am zufälligen Ruhm einzelner Reality-Protagonisten wie Zlatko, sondern an der inflationären Ausbreitung von Formaten, die Typen wie ihn hervorbringen. Die Zurschaustellung

und die Belohnung von mangelnder Bildung und grotesker Dummheit sind deshalb nicht mehr witzig, weil durch die schiere Anzahl der Personen, die durch «Bachelor»-Formate und Influencertum an die Oberfläche gespült werden, der Eindruck erweckt wird, dass in Deutschland nur noch Leute unterwegs sind, die nicht bis drei zählen können.

Dennoch oder gerade deshalb werden solche Formate auch vom vermeintlichen Bildungs-

Hier tat man sich schon immer schwer mit Menschen, die schlauer, hübscher, talentierter sind.

bürgertum geschaut. Selbst der semi-gebildete Teil der Mittelschicht kann sich angesichts der Weisheiten von Dschungelkönig Pavlovic und Co. in der genügsamen Sicherheit wiegen, dass es noch weitaus dümmere Menschen gibt.

Dieses erhabene Gefühl wird jedoch mittlerweile dadurch gestört, dass jeder Dschungelkönig und jede halbwegs erfolgreiche «Bachelor»-Kandidatin mit Social-Media-Marketing um ein Vielfaches mehr verdient als der Durchschnittsakademiker. «The regels sind the regels», würde es Sänger Marc Terenzi formulieren, ebenfalls ehemaliger Dschungelkönig. Und die Regeln des Marktes richten sich nach Angebot und Nachfrage und nicht nach einem etwaigen intellektuellen Mehrwert für die Gesellschaft.

Was man hinterfragen kann, ist die steigende Nachfrage nach Promis, die keinerlei Talente vorzuweisen haben – ausser

jenes, die eigene Unwissenheit medienwirksam zur Schau zu stellen und Haarkuren an Instagram-Follower zu verkaufen.

«Die Berühmtheit mancher Zeitgenossen hängt mit der Dummheit ihrer Bewunderer zusammen», stellte einst der ehemalige CDU-Generalsekretär Heiner Geissler fest. Tatsächlich bin ich der Überzeugung, dass diese digitalen Kaffeefahrtveranstalter ihre überbewerteten Produkte nur deshalb für mitunter mehrere tausend Euro pro Posting an den «Mann» bringen können, weil ihre Follower oft noch dümmer sind als sie selbst. Nein, es geht bei vielen schon lange nicht mehr um das Gefühl der Erhabenheit gegenüber dem vermeintlich Dümmeren, sondern um die Identifikation mit selbigem. «Jeder Zweite hier ist genauso blöd wie ich», sangen Die Ärzte in ihrer ironischen Hommage an den Sylter Ortsteil Westerland. Genau das ist es, was heute Sympathie erzeugt.

In Deutschland ist das nicht zuletzt auch ein Mentalitätsding. Hier tat man sich schon immer schwer mit Menschen, die herausragen und schlauer, hübscher, talentierter sind. Wir fürchten uns regelrecht vor Ausstrahlung und Aussergewöhnlichkeit. Deshalb sehen die Stars meist aus, als wären sie wahlweise aus der Uni-Mensa oder dem Jobcenter gefallen, während unsere Politiker allesamt den Charme eines mittelmässigen Buchhalters aus Castrop-Rauzel versprühen.

Neid ist eine deutsche Tugend. Die Glorifizierung von Dummheit mittlerweile auch. Wie weit man damit auf Dauer als Leistungsgesellschaft kommt, bleibt abzuwarten.

Bauern entdecken die Gen-Technik

Die Landwirtschaft ist unter Druck, weniger Pflanzenschutzmittel einzusetzen. Sie findet Hilfe bei einer segensreichen Wissenschaft.

Beat Gygi

Die Schweizer Landwirtschaft stösst ein kleines Törchen auf zur Welt der Gentechnologie und damit zu Ertragssteigerung und Reduktion von Pflanzenschutzmitteln. Stimmt das überhaupt? Philipp Aerni, Direktor des Center for Corporate Responsibility and Sustainability an der Universität Zürich, meint: «Schon nur Schorf-Resistenz beim Apfel würde tonnenweise Pflanzenschutzmittel einsparen.» 2014 haben die Göttinger Agrarwissenschaftler Martin Qaim (heute Universität Bonn) und Wilhelm Klümper mit einer Auswertung von 147 Studien aus verschiedenen Ländern gezeigt, dass die Ernteerträge bei Gentech-Pflanzen durchschnittlich um 22 Prozent über den konventionellen Sorten lagen und der Pflanzenschutzmitteleinsatz um 37 Prozent darunter.

Soeben meldete das philippinische Agrarministerium den Start einer Biotechnologie-Kampagne mit grossangelegter Produktion des «Golden Rice» vor allem in Regionen mit Vitamin-A-Mangel. Die Entwicklung des «Golden Rice», der eine Vitaminvorstufe enthält, war in den 1990er Jahren von Professor Ingo Potrykus (ETH Zürich) und Peter Beyer vorangetrieben worden, diese Pionierleistung war aber immer wieder Ziel von Gentech-Gegnern.

Bauernverband zieht mit

Die Schweiz war auch kein Nährboden für grüne Gentechnologie. 2005 führte eine entsprechende Volksinitiative zu einem Moratorium für die Verwendung gentechnologisch veränderter Organismen (GVO) in der Landwirtschaft. Es war befristet, drei Mal wurde es seither vom Parlament verlängert, zuletzt 2021. Eine weitere Verlängerung bis 2025 schien klar zu sein. Der Bundesrat argumentierte im Sommer 2021, es bestehe «weder von der Landwirtschaft her noch bei den Konsumenten ein Interesse daran, das Moratorium aufzuheben». In der Vernehmlassung war die Zustimmung überwältigend. Und in der Branche, bei Organisationen für Futtermittel, Fleisch, Handel und beim Bauernverband, betonte man, gute Schweizer Qualität heisse, Gentech-freie Lebensmittel anzubieten.



Wie wenn man die Pflanze schütteln würde.

Nun dreht der Wind. Die Bauern fühlen sich nach den zwei Agrarinitiativen von 2021 zu Trinkwasserschutz und Pestizidverbot unter Druck. Die Initiativen wurden zwar abgelehnt, aber der Gegenvorschlag bezüglich Pflanzenschutzmittel lautet: Halbierung innert weniger Jahre. Die schwierige politische Diskussion zu den Agrarinitiativen habe zu einem Umdenken geführt, sagte auch Bauernverbandspräsident Markus Ritter in der NZZ. Was tun? Ausweichen auf biologischen Anbau brächte geringere Erträge und mehr Arbeit. Neue Pflanzensorten mit verbesserter Resistenz gegen Schädlinge wären willkommen – da verspräche das Züchten mit gentechnologischen Methoden wichtige Fortschritte, zumal es neue Gentech-Spielarten gibt.

Der Ständerat beschloss im Dezember, neue gentechnische Methoden, die keine artfremden Gene in die Pflanzen einfügen, vom Moratorium auszunehmen und sie der Regulierung durch das Gentechnikgesetz zu unterwerfen. Das betrifft etwa die neue Methode der sogenannten Genschere (Crispr/Cas), mit der die Gensequenzen der Pflanze bildlich gesprochen Buchstabe für

Buchstabe editiert werden können wie ein Text, ohne Beifügung fremder Gene. Die zuständige Nationalratskommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) beschloss Ende Januar aber etwas anderes: nicht Ausnahmen machen, sondern das Moratorium für weitere vier Jahre zu verlängern – parallel dazu aber eine grundsätzliche Debatte zu starten zur Frage, wie die Risiken neuer Züchtungsmethoden zu beurteilen und wie diese Technologien zu regulieren seien. 2025 soll es eine umfassende Neuordnung geben.

Die Landwirtschaft will es auch so – und der Bauernverband zieht mit, nachdem er bisher strikt am Moratorium festgehalten hat. Präsident Ritter sagte, man denke pragmatisch, nicht ideologisch. Und jetzt, fügte Ritter an, sei die Wissenschaft gefordert, Ergebnisse zu liefern – was insofern pikant ist, als der Bauernverband zwei Jahrzehnte lang alle Anwendungen blockiert hat. Erlaubt waren in der Schweiz lediglich die Grundlagenforschung primär an Hochschulen, sowie im Kleinstmasstab streng kontrollierte Feldversuche auf einer abgesperrten Fläche von drei Hektaren bei Zürich.

Also: «Was kann die Wissenschaft nun liefern, was sie bisher nicht schon lieferte?», fragen wir Bruno Studer, Professor für molekulare Pflanzenzüchtung an der ETH Zürich. Seine Antwort: «Das ist eine spannende Frage, und mit der Art, wie Sie sie gestellt haben, haben Sie sie eigentlich schon beantwortet.» Die Wissenschaft habe sehr viel erforscht auf diesem Gebiet, bei genauer Betrachtung seien bereits Hunderte von Anwendungen dokumentiert, die auf der Methode der Genom-Editierung beruhten. Etienne Bucher, Forscher bei Agroscope, sagt, «Genome Editing» sei quasi das GPS für Züchter, er spricht von weltweit 400 praktikablen Projekten. Welche Beispiele etwa? «Für die Schweiz relevant ist sicher der Weizen», sagt Studer. Bereits 2014 seien erste Genom-Editierungs-Ansätze publiziert worden, um den Mehltau, einen Pilzbefall, durch resistente Weizensorten in den Griff zu bekommen.

Gene für Mehltau-Resistenz

Weizen sei nicht nur wirtschaftlich bedeutend (Brot!), sondern auch genetisch eine sehr komplexe Kulturpflanze, sie enthalte in den Zellen alle Gensätze in sechsfacher Ausführung – im Gegensatz zur Zweifachbestückung beim Menschen. Um die Gene auf Mehltau-Resistenz umzuschalten, müsse man Anfälligkeitsfaktoren an sechs Stellen zugleich ausschalten. Dafür sei die Genschere Gold wert. Bei konventioneller Züchtung wäre ein solcher Sechsfach-Treffer kaum möglich oder nur sehr aufwendig zu bewerkstelligen. «Wirtschaftlich besonders wichtig für die Schweiz ist auch der Apfel», der auch eine grosse Belastung bezüglich Pestizideinsatz bedeute, ergänzt Studer. Mehltau oder Feuerbrand seien wichtige Krankheiten, entsprechend hoch sei der Abwehraufwand. Käme man schneller zu resistenteren Formen durch neue Züchtungsverfahren – nicht nur durch Genom-Editierung –, wäre das gesellschaftlich und wirtschaftlich ein grosses Plus.

Was heisst: nicht nur Genom-Editierung? Studer: «Ein Beispiel: Der Apfel ist züchterisch sehr schwierig zu bearbeiten, bis ein kleiner Apfelsämling eine Blüte macht und in die nächste Generation kommt, dauert es drei bis fünf Jahre», enorm Geduld brauche das. Nun gebe es aber ein sogenanntes Blühverfrühungs-Verfahren, bei dem ein Birken-Gen dafür Sorge, dass der Apfeltrieb schon nach wenigen Monaten eine Blüte produziere. Das erlaube es, sehr schnell resistente Äpfel zu züchten – und im Züchtungsprodukt sei das Blühverfrühungs-Gen der Birke dann wieder aus der Pflanze wegselektiert. Das Endprodukt habe also nichts mehr mit diesem Birken-Gen zu tun, obwohl dieses zu einem gewissen Zeitpunkt präsent war. Studer: «Ist das Endprodukt nun eine gentechnisch veränderte Pflanze oder nicht, ein Produkt der Gentechnik?» Das werde zu diskutieren sein. Ein anderes Verfahren beruht darauf, die genetische Diversität

innerhalb der Pflanze zu erhöhen. Ein Chemikalien-Mix aktiviert innerhalb der Zellen natürlich vorkommende sogenannte springende Gene, die dann an bestimmte Stellen in der Genkette springen. Setzt man die Pflanze in dieser Zeit einem Wassermangel aus, erhöht sich die Chance, dass genetische Vielfalt für Trockentoleranz gefördert wird. Bildlich gesehen ist es, wie wenn man die Pflanze schütteln würde. «Ist das Gentechnologie?», fragt Studer.

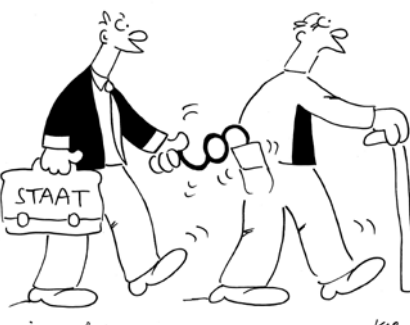
Die Praxis des Bundesamts für Umwelt (Bafu) besagt: Ja, weil es für diese neue Methode bisher keine «history of safe use» gebe, deshalb unterwerfe man diese Vorgehensweisen dem Gentechnikgesetz – also Verbot. Das war denn auch das Ende für ein hoffnungsvolles Pflanzenzucht-Start-up, das diese Methode zum Geschäft ge-

«Bezüglich Regulierung sind Schweiz und Europa eine Insel auf dem Globus.»

macht hatte – blitzartig mussten die Pflanzen weg. Der Europäische Gerichtshof hat 2018 entschieden, die Genom-Editierung sei gleich zu regulieren wie die alte Gentechnologie, im Schraubstock. Und die Schweiz folgt Europa.

Vor zwanzig Jahren war ETH spitze

«Bezüglich Regulierung sind Schweiz und Europa eine Insel auf dem Globus», hält Studer fest. Interessieren sich unter solchen Umständen genug Studenten für Gentechnologie? «Vor zwanzig Jahren war die ETH mit Ingo Potrykus, der zum «Golden Rice» in den besten wissenschaftlichen Zeitschriften publizierte, die Spitzenuniversität auf der Welt für Pflanzenbiotechnologie. Das Moratorium hat sicher dazu geführt, dass Forschungsgruppen ihre Schwerpunkte verlagerten und einige Leute weggegangen sind.» Viele junge Studierende interessierten sich für das nobelpreisgekrönte «Genome Editing», aber die Chancen, durch sinnvolle Anwendung dieser Technologie etwas zu bewegen, seien anderswo besser.



Vorsicht, Taschendiebe!

Deutschlands neuer «Radikalenerlass»

Das Deutsche Institut für Menschenrechte wird vom Bundestag finanziert. In einer neuen Studie fordert dieses Institut, gegen Beamte disziplinarrechtlich vorzugehen, die eine im Bundestag vertretene, also legale Partei «unterstützen», nämlich die AfD. Dazu müssen diese Beamten nicht Mitglied der Partei sein, Meinungsäusserungen reichen. Als Sanktion droht Entlassung.

Der Vorschlag erinnert an den «Radikalenerlass» der siebziger Jahre, der sich gegen Linke richtete, sogar Briefträger, und nach jahrelangen Protesten von einer SPD/FDP-Regierung kassiert wurde.

Der AfD wird in der Studie nun unter anderem vorgeworfen, sie stelle Dinge «verzerrt dar», Missstände würden «masslos überzeichnet» und sie verbreite «Pessimismus». Vorwürfe dieser Art dürfte allerdings jede Regierung der Welt jeder nur denkbaren Opposition machen. Das soll schon für ein Disziplinarverfahren reichen? Ein wenig Pessimismus, den Weg der deutschen Demokratie betreffend, würde sich also einstellen, aber die Verbreitung von Pessimismus scheint in Deutschland ja keineswegs risikofrei zu sein. *Harald Martenstein*

Corona: Israel hebt Zertifikatspflicht auf

Ob Kino oder Restaurant: Die Israelis müssen ihr Zertifikat nicht mehr zeigen. Es ist in der Nacht auf den Montag abgeschafft worden. Weder der digitale Gesundheitspass noch der Nachweis über ein negatives Testergebnis oder die Genesung von Covid-19 werden verlangt. Das alles habe seine Berechtigung verloren, sagt Nachman Ash, Direktor des Gesundheitsamtes.

Begründung: Weil das Omikron-Virus auch die Geimpften infiziere, sei das Zertifikat nicht mehr effizient. Fortan muss man es nur noch an Veranstaltungen mit einem hohen Ansteckungsrisiko zeigen. Wobei unklar ist, wie das kontrolliert werden soll.

Ebenfalls aufgehoben ist die zulässige Höchstzahl von Gästen in Lokalen und die allgemeine Teilnehmerbeschränkung für grosse Versammlungen. Restaurants sind nicht mehr verpflichtet, Tische mit einem Abstand von 1,5 Metern aufzustellen.

Die Zahl der Covid-Fälle ist in Israel zwar leicht rückläufig. Aber sie ist immer noch sehr hoch, auch im internationalen Vergleich. *Pierre Heumann*

Game over für Lukas Engelberger

Man konnte das Muster schon häufig beobachten: Der Gesundheitsdirektor von Basel-Stadt, Lukas Engelberger (Die Mitte), ging via Medien in die Offensive, bevor sich seine Kollegen aus den anderen Ständen eine Meinung gebildet hatten. Je schärfer, desto besser war stets Engelbergers Motto bei den Massnahmen.

Sein Wort als Präsident der Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) hatte Gewicht. Oftmals murrten die Amtskollegen im Stillen, vermieden aber die offene und allzu deutliche Konfrontation.

Aber jeder Krug geht nur zum Brunnen, bis er bricht. Das System Engelberger stösst an seine Grenzen. Aufgescheucht



Je schärfer, desto besser:
Gesundheitsdirektor Engelberger.

durch die Ankündigung Alain Bersets (SP) Ende Januar, die Zertifikatspflicht allenfalls bereits Mitte Februar aufheben zu wollen, versuchte Engelberger im *Sonntagsblick*, abermals vollendete Tatsachen zu schaffen: «Wir müssen mit grossen Lockerungen warten», sagte er dem Blatt vor Wochenfrist.

Das Stimmungsbild aus den bislang eingegangenen Vernehmlassungsantworten der Kantone ist das pure Gegenteil: «Weg mit der Zertifikatspflicht», fordern gemäss *Blick* bislang Uri, Nidwalden, Glarus, Freiburg, Baselland und Bern. Der einzige Kanton, der die Aufhebung ablehnt und ein langsames Tempo anschlagen möchte, ist bislang Lukas Engelbergers Basel-Stadt (genau genommen erst noch nur ein halber Kanton).

Damit steht der Mann, immerhin auf dem Papier der Präsident der kantonalen Gesundheitsdirektoren, mit abgesetzten Hosen da. Und der interessierte Beobachter fragt sich: War er während der Pandemie wirklich der Vertreter der Kantone oder doch eher der Pharmaindustrie?

Florian Schwab

Verrat am Journalismus

Ich habe mit meinen Ersparnissen ein Lokalmedium aufgebaut. Nie würde ich Subventionen vom Staat nehmen.

Christian Keller

Die *Weltwoche* hat mich gebeten, ein paar Zeilen über die Gründe zu schreiben, weshalb wir bei unserem Basler Onlineportal *Primenews.ch* lieber untergehen als Subventionen zu beantragen. Eigentlich müsste die Frage umgekehrt lauten: Wie können sich Journalisten und Verleger nur so sehr im Wald verirren, dass sie sich in die staatliche Abhängigkeit begeben wollen? Gibt es in dieser Branche keinen Berufsstolz, kein Ehrgefühl mehr? Und wo bleibt der unternehmerische Geist?

Ich will Journalistinnen und Journalisten nicht pauschal Staatshörigkeit unterstellen, sollte das «Massnahmenpaket zugunsten der Medien» am 13. Februar angenommen werden. Mit der Glaubwürdigkeit ist es dann aber – dessen müssen wir uns bewusst sein – endgültig vorbei. Wie sollen die Redaktionen noch kritisch über die Vergabe von Fördergeldern berichten, zum Beispiel in der Landwirtschaft oder im Energiesektor, wenn sie selbst durchsubventioniert sind? Da lachen sich die Leute doch kaputt.

Unverschämte Summe

Die finanziellen Dimensionen dieser Vorlage sind des Wahnsinns. 178 Millionen Franken wollen Bundesrat und Parlament neu jährlich an die privaten Medien ausschütten. Brechen wir herunter, was das für unser Onlineportal bedeutet: Würde *Prime News* ein Jahresabo für hundert Franken verkaufen, käme laut Gesetz ein staatlicher Zuschuss von 60 Prozent, also von sechzig Franken hinzu. Bei tausend Abos wären wir dann bereits bei der unverschämten Summe von 60 000 Steuerfranken angelangt.

Wie die Befürworter angesichts dieses Geldregens behaupten können, die redaktionelle Unabhängigkeit bleibe unangetastet, ist mir schleierhaft. Die Hoffnung auf die viele Kohle macht offensichtlich blind und führt zum Verrat der eigenen Werte: Die hohle Hand beim Staat zu machen, den wir als «vierte Gewalt» überwachen sollten, ist ein Armutszeugnis.

Als ich vor vier Jahren mit meinen Ersparnissen *Prime News* gegründet habe, ging es mir auch um eine Beweisführung: dass professionel-

ler Lokaljournalismus sehr wohl selbsttragend funktionieren kann – ohne Mäzenatentum, ohne Investoren, ohne Subventionen.

Inzwischen ist unsere Redaktion auf sechs festangestellte Mitarbeitende (total 370 Stellenprozent) angewachsen. Wir finanzieren uns über Partnerschaften, Werbekampagnen und Abo-Erträge und können uns branchenübliche Löhne auszahlen. Natürlich hat uns die Corona-

Lokaljournalismus kann sehr wohl selbsttragend funktionieren.

Pandemie bei der Entwicklung nicht geholfen. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir unser konstantes Wachstum auch 2022 fortsetzen können.

Damit will ich nicht behaupten, *Prime News* habe sich nachhaltig auf dem Markt etabliert. Das wäre vermessen. Wenn ich aber während des Abstimmungskampfs die ganze Zeit höre und lese, wie schlimm es angeblich um die Finanzierbarkeit von «Qualitätsjournalismus» bestellt sei, dann ärgert mich das.

Fehlende Bereitschaft zum Wandel

Diese Klagelieder sind in meinen Augen Ausdruck unternehmerischen Versagens. Sie zeugen von der fehlenden Bereitschaft zum Wandel in einer Zeit der digitalen Transformation, der sich alle, nicht nur die Medien, stellen müssen. Es braucht nicht Subventionen, sondern Innovation und eine gewisse Bereitschaft zum unternehmerischen Risiko.

Weil das «Massnahmenpaket zugunsten der Medien» in vielerlei Hinsicht ein Unding ist, engagiere ich mich dafür, dass wir es an der Urne bodigen. Die Schweizer Stimmbevölkerung würde mit einem Nein ein starkes Zeichen setzen: Von staatlich finanzierten Medien will sie nichts wissen. Das wäre eine schöne Botschaft – und ein Aufruf an alle Medienhäuser, sich ihrer Wurzeln zu besinnen.

Christian Keller ist Gründer von *Primenews.ch* und Vorstandsmitglied beim Komitee «Nein zu staatlich finanzierten Medien».

Beifall von der falschen Seite

Der Kontaktschuld-Vorwurf erwischt mich, und meine Gleichgültigkeit könnte kaum grösser sein.



Mit solchen Videos liefern Sie Impfgegnern Argumente!« Eigentlich sollte man öffentlich nur noch Dinge sagen, die auf ungeteilte Zustimmung stossen, denn es bedarf einer Art Zauberei, um für seine unerwünschten Argumente keinen unredlichen Vorwurf zu kassieren. Nach meinem letzten Youtube-Video, in dem ich meine Gedanken um die grössten Widersprüche und Absurditäten im Corona-Universum kreisen liess, erhielt ich offenbar Beifall von der «falschen Seite». Ich musste kurz lachen. *Shame on me!*

Das Kontaktschuld-Konstrukt erfreut sich grosser Beliebtheit. Laut Wikipedia «stellt der Vorwurf die Tatsache eines <Kontaktes> mit zu Recht oder zu Unrecht politisch verdächtigten Personen als solchen heraus». Dabei spielt es keine Rolle, welche Art von Beziehung mit dem Kontakt oder ob überhaupt ein Kontakt besteht. Es ist ein Pseudoargument, bei dem nicht die Sache angegriffen wird, sondern die Person. In anderen Worten: Man assoziiert einen unliebsamen Zeitgenossen mit problematischen Gruppen, in deren Nähe niemand gerne gestellt wird, mit dem Ziel, ihn in einer Debatte in Misskredit zu bringen. Es ist ein billiger Weg, um nicht auf Argumente eingehen zu müssen. Das eigentliche Argument rückt in den Hintergrund, denn die beschuldigte Person kommt nicht umhin, sich erst mal ausdrücklich gegen den Vorwurf zu verteidigen.

Man könnte es auch Demagogie nennen. Es gibt eben Menschen, ich kann sie mir als eine Kombination aus Oberlehrer und Kleingauner vorstellen, die halten sich nicht an die Gesetze der Kommunikation. Nicht ganz überraschend finden sich unter den Kontaktschuld-Fabrikanten ausgerechnet jene, die ihre Moral stets wie eine Goldmedaille zur Schau tragen; dient es der eigenen Sache, ist

der unmoralische Umgang mit dem Gegner moralisch jedoch vertretbar.

Das Reizvolle an dieser Einschüchterungstaktik ist ja, dass sie funktioniert. Man braucht nur laut genug «Applaus von der falschen Seite!» zu rufen, und schon ziehen sich massenweise Menschen von öffentlichen Debatten zurück. Ungünstig ist das, weil dadurch Stimmen aus der gesellschaftlichen Mitte fehlen, die auf legitime Schwachstellen bei bestimmten Theorien hinweisen, oder wichtige Themen gar nicht mehr angesprochen werden aus Angst, dass es einer «falschen» Gruppe helfen könnte. Das Kontaktschuld-Geraune wird auch benützt, um sich die Themenhoheit zu sichern und die eigenen Ansichten unangreifbar zu machen.

In Deutschland ist die Abneigung an redlich geführten Debatten besonders hartnäckig. Alice Schwarzer wird vorgeworfen, den extremen Rechten «Argumente zu liefern», weil sie in ihrem Buch über sexuelle Übergriffe von Flüchtlingen schrieb. Die Frauenrechtsorganisation *Terres des Femmes* «spielt Fremdenhassern in die Hände», weil sie die Unterdrückung der Frau in bestimmten islamischen Ländern anprangert. Auch der Linken Sahra Wagenknecht wird Nähe zu den Rechten unterstellt, sie hat es gewagt, die Flüchtlingspolitik der Regierung zu kritisieren: «Lob von der AfD: Wie links ist Sahra Wagenknecht?», fragt der *Tagesspiegel*.

In zeitgenössischen Diskussionen wird der Kontaktschuld-Vorwurf häufig auf Rechte gewälzt, aber es funktioniert in alle Richtungen. Erwähnt man etwa das hohe Fieber nach dem Corona-Booster, ist das «Futter für Impfgegner». Den modernen Feminismus sollte man besser nicht kritisieren, damit stellt man sich in eine Reihe mit Frauenfeinden. Und Achtung! Hält man traditionelle Werte wie Familie hoch, macht

man sich womöglich zum «Steigbügelhalter» für Ultrakonservative. In dem Sinne werde ich künftig nicht mehr über Frauenwitze lachen, um nicht Sexisten in die Hände zu spielen. Autofahren nicht mehr mit Freiheit verbinden, um Klimaleugnern keine Argumente zu liefern. Ungesunde Lifestyles nicht mehr kritisieren, um kein falsches Zeichen für *fat shaming* zu setzen. Dass männliche Vorgesetzte mich stets fair behandelt haben, dazu werde ich weiterhin stehen. «Mit dem Patriarchat kuscheln» nennt sich das zwar an der Hochschule für angewandte Kleingeistigkeit, aber ich sag's mal so: Lieber kuschelig als gar kein Rückgrat.

Der Anschuldigung vollkommene Gleichgültigkeit entgegenzubringen, ist eine gute Antwort – und sie als das zu erkennen, was sie ist. Aber eine Aktion löst fast immer eine Gegenreaktion aus; niemand mag es, wenn man ihm ein schlechtes Gewissen macht. Und noch viel weniger behagen einem Schuldvorwürfe, wenn man nichts Falsches getan hat. Es ist kein ungefährlicher Weg, denn so bringt man Leute gegen sich auf – denen man dann wiederum vorzüglich «Hass und Hetze» vorwerfen kann.

Wer meine Arbeit schon länger verfolgt, weiss, dass ich mit radikalen Menschen oder Gruppen nichts am Hut habe. Aber ja, ich vertrete Standpunkte, die in bestimmten Lagern mitunter auf Anklang stossen. Und jetzt? Entweder ist mein Argument valid oder nicht. Nach dem Vorwurf tat ich, was man in so einer Situation tut, ich schreibe an einem neuen Youtube-Sketch, der die geistige Gewandtheit der Kontaktschuld-Konstrukteure maximal zur Geltung bringt. Das ist noch immer der bewährteste Weg.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Geniale Widerspenstigkeit der Schweiz

Ich bin nach mehr als einem Vierteljahrhundert in England in meine Heimat zurückgekehrt. Warum? Der Geschichte zweiter und letzter Teil.

Oliver Zimmer



Avantgarde der Homogenisierer.

Bei einem journalistischen Text werden Titel und Lead fast nie vom Autor gesetzt, sondern zumeist vom zuständigen Redaktor. Darüber ärgert sich Ersterer in der Regel, weil er den eigenen Titel (aufgrund mangelnder Distanz dazu) für perfekt hält. Nun erfolgen redaktionelle Interventionen wohl selten grundlos. In meiner Erfahrung bringt der Eingriff durch Redaktoren bei Titel und Lead in etwa einem Drittel der Fälle einen Verständnissgewinn für die Leser (und manchmal sogar für den Autor). In einem Drittel erkennt den Vorteil womöglich nur, wer eine Journalistenschule besucht hat. Und im restlichen Drittel wird der Inhalt des Beitrags durch den redaktionellen Eingriff verfälscht.

Ode an das englische Licht

So geschehen bei meinem Beitrag «Ich wusste schon als kleines Kind, woher mein Name kommt» vom 22. Januar 2022 (*Weltwoche* 4/2022), wo der Untertitel suggerierte, es gehe darum die Beweggründe meiner Rückkehr in die Schweiz. Tatsächlich handelt sich dabei jedoch um nichts weniger als eine Ode an das englische Licht, angereichert mit einer Spekulation über den Vornamen als Inspirations-

quelle menschlichen Handelns. Konkret geht es darin um die Motive für meinen ungeplanten Langzeitabstecher nach England, der 1994 begann. Die Frage nach den Gründen für meine Rückkehr in die Schweiz wird im Text dagegen mit keinem Wort thematisiert, geschweige denn beantwortet (was einige Leser moniert haben).

Das soll hier in einigen groben Pinselstrichen nachgeholt werden (danach ist dann definitiv Schluss mit dieser Art von Selbstbespiegelung). Warum entschied ich mich nach so langer Zeit, die Rückkehr in die Heimat anzutreten? Weshalb hängt man in meinem Alter einen derart begehrten Job an den Nagel, der einem neben vielen brillanten Studenten und Kollegen auch den Luxus einer gesicherten Existenz bis zur Pensionierung beschert hätte?

Ich möchte vier Faktoren nennen, die meine Entscheid beeinflusst haben. Mit dem Vokabular der Migrationsforschung gesprochen, handelt es sich dabei um einen Push-, zwei Pull- sowie einen weiteren Faktor, den vielleicht wichtigsten, der irgendwo zwischen Push und Pull anzusiedeln wäre. Push-Faktoren beschreiben die auf das Herkunftsland bezogenen Triebkräfte von Migration (wieso will

er oder sie dort weg?), Pull-Faktoren solche, die sich positiv auf das Zielland beziehen (wieso will er oder sie ausgerechnet dorthin?).

Ausgleich und Anerkennung

Erstens (Push): der Siegeszug der universitären Manager. Als ich anfang, waren die englischen Universitäten, besonders die besten, ein gutes Biotop für Nonkonformisten. Die Autonomie war gross, die Bürokraten kannten die Grenzen ihrer Kompetenz und handelten danach. *They knew their place*, wie es im Englischen so schön heisst. Und die Professoren waren zu selbstbewusst, um sich von Krethi und Plethi dreinreden zu lassen. Doch das änderte sich im Laufe des letzten Jahrzehnts. Plötzlich nahm auch an meiner Universität ein neues administratives Kader Einfluss auf Fragen, die früher von Professoren entschieden worden waren. In Oxford betraf das neben dem Inhalt und der Form der Lehre vor allem die Selektion der Studenten. Heute ist es oft dieses administrative Kader, das in dieser Beziehung mit missionarischem Eifer den Ton angibt. Ein ehemaliger Kollege, der brillante Rechtsphilosoph John Gardner (1965–2019), beschrieb diesen Trend kurz vor seinem Tod so: «Aus meiner Sicht hat sich die Machtbalance an den Universitäten in den letzten dreissig Jahren von den Professoren zu den Managern und Administratoren verschoben. Gerechtfertigt wurde diese Verschiebung mit dem Argument, dass die Professoren dadurch von zeitraubender Administration entlastet würden. Und was war



Schnäppchen im Internet (Wühltisch)

das Resultat dieser Übung? Mehr zeitraubende Administration für die Professoren.»

Zweitens (Pull): die geniale Widerspenstigkeit der Schweiz. Man muss offenbar mehr als zwei Jahrzehnte in einem Staat mit riesiger Hauptstadt und wenig lokaler Autonomie verbracht haben, um zu erkennen, dass der Zentralismus die bürgerliche Freiheit untergräbt. Ähnlich scheinen die Dinge beim dualen Bildungssystem zu liegen: Wer in einem Land gelebt hat, in dem 45 Prozent der jungen Menschen eine Universität besuchen, empfindet dieses System als gesellschaftlichen Segen.

Länder mit hoher Universitätsquote handeln sich nämlich zahlreiche Probleme ein. Das gravierendste: dass jene, denen das akademische Zertifikat fehlt, mit einem unsichtbaren Makel behaftet sind. Diese Herabsetzung der halben Bevölkerung schadet neben der wirtschaftlichen Produktivität vor allem dem sozialen Zusammenhalt. Die Schweiz sei das Land der Banken und Reichen, so will es das Klischee. In Wirklichkeit gehört

Familie und Freunde haben gemein, dass man beim Erzählen nicht stets bei Adam und Eva anfangen muss.

sie zu den wenigen Ländern, die nicht bloss auf Wertschöpfung setzen, sondern auf Ausgleich und gegenseitige Anerkennung von unterschiedlichen Fähigkeiten. Die Schweiz irritiert vor allem die Avantgarde der Homogenisierer. Das ist ein gutes Zeichen.

Zwei Flughäfen, sechs Reisetunden

Drittens (Pull): Familie und Freunde. Meine Familie hat mir von klein auf viel Zeit geschenkt. Deshalb möchte ich nun präsenter sein, als ich es könnte, wenn mich weiterhin zwei Flughäfen und sechs Reisetunden von ihr trennen würden. Und dasselbe gilt für meine Freunde, insbesondere die langjährigen. Je älter ich werde, desto mehr möchte ich sie auch spontan treffen können. Was Familie und alte Freunde gemein haben: dass man beim Erzählen nicht stets bei Adam und Eva anfangen muss, sondern – im Idealfall – gleich ins neuste Kapitel einsteigen kann. Für mich ist das unbezahlbar.

Viertens (weder Push noch Pull): Mit dem Hinweis auf die Familie und die Freunde ist jener Bedeutungs- und Gefühlsraum angesprochen, der für mich allein imstande ist, so etwas wie Heimat zu stiften. Doch dieser deutsche Begriff, der im 16. Jahrhundert zum ersten Mal auftaucht, ist dermassen vielschichtig, folgenreich und historisch belastet, dass er eine separate Kolumne verdient.

Oliver Zimmer ist Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

Kassenschlager a. D.

Seit über einem Jahr kämpft Sony bei der Playstation 5 mit Lieferschwierigkeiten. Das wird sich kaum ändern.

Marc Bodmer

Ausverkauft! Das ist die häufigste Antwort, die Kunden erhalten, wenn sie die Spielkonsole Playstation 5 (PS5) kaufen möchten. Anfang Februar korrigierte der Hersteller Sony im Rahmen der Quartalsberichterstattung die Verkaufserwartungen fürs laufende Finanzjahr deutlich, nämlich von 14,8 Millionen Spielkonsolen auf 11,5 Millionen. Während der Umsatz mit Games und Dienstleistungen bei 3,77 Milliarden Dollar im Jahresvergleich stabil blieb, sanken die PS5-Verkäufe von 2,94 auf 2,28 Milliarden Dollar. Als Grund für diese Entwicklung gab Sonys Finanzchef Hiroki Totoki die Chip-Knappheit an und ergänzte: «Wir können die Nachfrage für das kommende Jahr schlecht vorhersagen.»

Klar ist: Im ersten Halbjahr 2022 wird es weltweit schwierig sein, eine PS5 zu ergattern. Wenig besser sieht es bei der Konkurrenz aus. Auch Microsofts High-End-Spielkonsole der aktuellen Generation, die Xbox Series X, kämpft mit Lieferschwierigkeiten. Ein Ausweichen auf das in unseren Breitengraden weniger beliebte Modell von Microsoft ist keine Alternative. Bis heute wurden weltweit 18,4 Millionen PS5 und 12,2 Millionen Xbox Series X/S verkauft. Der zahlenmässig unbestrittene Spitzenreiter der Gaming-Hardware bleibt Nintendo mit der Hybrid-Konsole Switch, von der laut der Game-Markt-Plattform Vgchartz.com gut 103 Millionen Stück über den Ladentisch gegangen sind.

Doch der Vergleich zwischen den Hochleistungsmaschinen von Sony und Microsoft und der Nintendo-Hybrid-Konsole – die Switch ist sowohl portabel als auch im Wohnzimmer, angeschlossen ans TV-Gerät, einsetzbar – hinkt. Nintendos Gaming-Plattform ist zwar ein grandioses Stück Hardware, kann aber weder auf der grafischen noch auf der Serviceebene mit der Konkurrenz mithalten. Entsprechend sind die Chip-Komponenten nicht im High-End-Seg-

ment angesiedelt – und darum eher verfügbar. Nichtsdestotrotz tut sich auch das Haus von «Super Mario» schwer, die Nachfrage überall zu befriedigen.

Reaktion auf Microsofts Mega-Deal

Während Sonys Finanzchef Totoki die anhaltende Krise im Chip-Geschäft und die aufgrund der Pandemie eingebrochene Produktion der Computerkomponenten für das PS5-Lieferproblem verantwortlich macht, sah es Xbox-Chef Phil Spencer bereits im September 2021 etwas differenzierter: «Es ist zu isoliert, nur von

einem Chip-Problem zu sprechen. Wenn ich daran denke, wie viele Komponenten nötig sind, um heute eine Konsole zu bauen und sie dann auf die Märkte zu bringen, dann gibt es einige Hürden in diesem Prozess», sagte der Microsoft-Top-Manager der Entertainment-Nachrichten-Site *The Wrap*.

Abgesehen von der Lieferproblematik machte Sony vergangene Woche mit dem Kauf des Game-Studios Bungie für 3,6 Milliarden Dollar von sich reden. Viele erachteten diesen

Schritt als eine Reaktion auf Microsofts Mega-Akquisition des Game-Verlags Activision Blizzard für rund 70 Milliarden Dollar zu Beginn des Jahres. Doch während sich Microsoft den Betrieb grosser Spiele wie «Call of Duty», «World of Warcraft» und «Candy Crush» sicherte, setzt Sony alles auf einen – wenn auch beliebten – Titel: «Destiny». Dieser wird zunächst noch auf verschiedenen Plattformen gespielt. Während für Wedbush-Securities-Analyst Michael Pachter der Kaufpreis viel zu hoch ist, erwartet Game-Industrie-Experte Joost van Dreunen, dass der Neuzugang Sony helfen werde, die Firma in Sachen Online-Gaming auf Vordermann zu bringen, denn mit Microsofts Infrastruktur und Dienstleistungen können die Japaner derzeit nicht mithalten.



Viele Hürden:
Sony Playstation 5.

Heisse Kartoffel

Nr. 4 – «Putin und die Grünschnäbel»
Editorial von Roger Köppel

Wenn ich den Leitartikel lese, bekomme ich fast eine Gänsehaut: Wie ist es möglich, dass der Chefredaktor einer renommierten Schweizer Zeitung so klar, unabhängig und objektiv die jahrhundertealte, blutige Einmischung westlicher Grossmächte in Russland so kurz zusammenfassen kann, und zwar nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich meisterhaft und erst noch für alle verständlich! In den USA gab es – oder gibt es sie noch immer? – die höchst begehrte Auszeichnung für einen Journalisten, den Pulitzerpreis, für eine besonders mutige und professionell formulierte Meinungsäusserung. Ich denke, man müsste einen solchen Preis dringend in der Schweiz einführen; doch wer sollte das bezahlen? Nun, man hat auch irrsinnig viel Geld für allen möglichen Unsinn, also könnte sich da ein mutiger Parlamentarier durch einen Vorstoss Lorbeeren holen. Oder wäre das doch eine zu heisse, unschweizerische Kartoffel?

Joseph Goldinger, Grandson

US-Präsident Reagan realisierte nach den Friedensgesprächen: «Sicherheit war den Russen viel wichtiger als Eroberung.» Das war sicher bei Gorbatschow der Fall, der heute in Russland eine Unperson ist. Angesichts des russischen Truppenaufmarschs an der ukrainischen Grenze, der im Artikel nicht einmal erwähnt wird, rechtfertigt der Autor Putin verständnisvoll. Dieser beruft sich auf eine OSZE-Charta von 1999, in der steht: «Die Teilnehmer werden ihre Sicherheit nicht auf Kosten der Sicherheit anderer Staaten festigen.»

Fragt sich, wie die Ukraine ihre Sicherheit auf Kosten Russlands gefestigt hat. Auch wollen die Russen keine Nato-Atomraketen in der Ukraine. Erinnert sei an das Budapester Memorandum von 1994, in dem sich die USA, Grossbritannien und Russland verpflichten, gegenüber der Ukraine als Gegenleistung für einen Nuklearwaffenverzicht die Souveränität und die bestehenden Grenzen zu achten.

Michael Steiding, Dresden (D)

Windparks statt Natur

Nr. 4 – «Liebe Susanne Hochuli»
Peter Rothenbühler über die Greenpeace-Präsidentin

Ich kann den Eindruck nur bestätigen: Greenpeace Schweiz hat sich vermutlich neu orientiert. Vom ursprünglichen Engagement für Natur und Umwelt merkt man nicht mehr viel. Stattdessen Unterstützung der «Klimaseniorinnen» und Ladestationen für Handys von jungen Migrantinnen. Und in den Niederlanden hat Greenpeace den Unmut der Naturschützer geweckt durch die Befürwortung von vogelschädlichen Windparks in der Nordsee.

Paul Nijman, Geroltingen

Eigene Erfahrungen

Nr. 4 – «Auf nach Peking»
Peter Achten über China

Peter Achten beweist, dass man offensichtlich nicht 25 Jahre erfolgreich als Journalist in China arbeiten und gleichzeitig kritisch das totalitäre System hinterfragen kann. Sein im Beitrag dem Regime zugeschriebenes traditionell-chinesisches Sowohl-als-auch-Denken ist ja wahrscheinlich der Grund, dass China ein ganzes Volk wegen einiger Terroristen in Um-

erziehungslager steckt, Falun-Gong-Anhänger als lebende Organspender benützt und beim Auftreten eines Corona-Falls einfach Millionen in ihren Wohnungen einsperrt. Glücklicherweise gibt es glaubwürdigere Quellen, die eigene Erfahrungen mit dem totalitären Regime wiedergeben und Informationen direkt aus China liefern. Eine der besten heisst Jennifer Zeng, ein Opfer der Falun-Gong-Verfolgung. Viel Hintergrundinformationen.

Markus Egli, Eschenbach

Korrigenda

Nr. 5 – «Tod am Mont Crosin»
Alex Baur über Windenergie

Im Artikel wurde die Windenergie mit der Kernenergie verglichen, wobei die Jahresproduktion des KKW Leibstadt mit maximal 95 000 Megawattstunden (MWh) Energie und die einer grossen Windturbine (Nabenhöhe 95 Meter) mit 45 bis 50 MWh angegeben wurde. Das ist falsch. Die Relationen stimmen zwar, doch bei der Masseinheit haben wir uns um den Faktor 100 verrechnet. Richtig ist, dass Leibstadt jährlich bis zu 9,5 Millionen MWh beziehungsweise 9500 Gigawattstunden (GWh) und die erwähnte Windturbine je nach Witterung 4,5 bis 5 GWh Energie liefern. An der Tatsache, dass es rund 2000 Grosswindturbinen brauchen würde, um ein AKW von der Grösse Leibstadts zu ersetzen, ändert sich jedoch nichts. Wir bitten um Entschuldigung.

Alex Baur, Redaktor Weltwoche

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Endo Anaconda (1955 – 2022)

Ernst Lämmli (1939 – 2022)



Ihm gingen die Worte nie aus: Andreas Flückiger alias Endo Anaconda.

Die Atmosphäre war unterkühlt. Das lag nicht an der Laune des Interviewten, im Gegenteil. Eine Anekdote ergab die andere, ein Witz folgte dem nächsten. Unser Problem war ein klimatisches: Endo Anaconda, wie er sich nannte, rauchte Kette. Darum konnte das Gespräch nicht im Café «Rosengarten» stattfinden mit dem weitem Blick auf die Alpen und die enge Berner Altstadt. Sondern davor, an einem kalten Oktobertag. Wir tranken einen Kaffee mit Milch, er leerte einen Liter Weissen.

So einer wird nicht sehr alt; jetzt, mit 66 Jahren, hat ihn der Lungenkrebs geholt. Alles war masslos an ihm, nicht nur sein Drogenkonsum. Dabei konnte er so poetisch schreiben, so humorvoll und schwermütig. Diesen Hang zur Melancholie, den man von Berner Liedermachern kennt, erklärte er mit der Erfahrung aus der Geschichte: «Vergessen Sie nicht, dass die Berner Herrschaft mit enormer Gewalt über das Land herrschte.» Die Leute hier hätten gelernt, «dass ein falsches Wort den Tod bedeuten konnte».

Ihm gingen die Worte nie aus, weder auf der Bühne noch im Studio, und er war grossartig mit seinen dadaistischen Kaskaden. «Schifahre» braucht er als Slangwort fürs Koksen, «Bärejage» spielt auf den Stempel an, mit dem der Beamte dem Arbeitslosen die Bescheinigung gibt, «I han e Moudi» meint den Kater, der ihn am Morgen plagte. Bei ihm waren *Gmögigkeit* und Wahn nur ein Refrain weit weg. Endo Anaconda war ausfällig und mitfühlend, ein intensiver «Has».

Ein Einfacher war er nicht, was dazu führte, das Endo und sein Kollege Balts Nill zeitweise trennt an ihre gemeinsamen «Stiller Has»-Konzerte reisten. Sie trennten sich aber in Freundschaft. Bevor die beiden einander kennenlernten, hatte Andreas Flückiger, wie Endo bürgerlich hiess, einen weiten Umweg machen müssen. Er kam 1955 in Burgdorf auf die Welt, Sohn eines Schweizer Polizisten und einer Gastronomin aus Kärnten. Als der Bub vier Jahre alt war, starb der Vater bei einem Verkehrsunfall. Die Mutter zog mit den beiden Söhnen nach Österreich zurück. Endo kam in Klagenfurt in ein katholisches Internat, in dem er misshandelt wurde. Später verkam er zum Kleinkriminellen, wurde drogensüchtig. Als die Mutter starb, zog er 1981 nach Bern. Arbeitete als Dieb und hatte gelegentlich Jobs. Balts Nill stellte er sich bei der ersten Begegnung als Gangster vor.

Die beiden arbeiteten trotzdem miteinander. 1989 veröffentlichten sie eine erste Kassette. Konzerte wurden abgehalten, «Stiller Has» brachte sich ins Gespräch, die Platte «Moudi» von 1995 machte das Duo berühmt, mit Nills Laubsägesound, Endos wuchtiger Bluesstimme und den brillanten Texten. So einen wie ihn gibt es selten, jetzt gibt es ihn gar nicht mehr. Letzte Woche ist Endo Anaconda nach kurzer Krankheit gestorben. Er hinterlässt drei Kinder mit drei verschiedenen Frauen. Sein Tourneekalender war bis Ende Jahr gefüllt. Und seine Fans werden sich leerer fühlen. *Jean-Martin Büttner*

Als Ernst Lämmli im Oktober 2008 im Schweizerischen Fussballverband seinen Rücktritt als Delegierter des Nationalteams ankündigte, geschah Erstaunliches: Ottmar Hitzfeld, der neue Nationaltrainer, wollte seinen langjährigen Wegbegleiter zum Weitermachen überreden. Auch diverse Spieler machten sich dafür stark, dass Lämmli im Amt bliebe. Doch der Umgarnnte winkte ab: «Einmal muss Schluss sein. Meine Frau hat es verdient, dass ich künftig mehr Zeit für sie habe und wir mehr Reisen unternehmen.» Damals war Lämmli 69 Jahre alt – und damit in einem Alter, in dem viele Funktionäre noch längst nicht ans Aufhören denken.

Aber Ernst Lämmli war anders. Er agierte im überhitzten Fussballgeschäft mit väterlicher Milde und einem ausgeprägten Gefühl für atmosphärische Strömungen. Wenn bei anderen die Köpfe rauchten, zog er gelassen an seinem Stumpfen. In der Sache konnte er aber auch hart sein. Exakt diese Mischung machte ihn zu einem der erfolgreichsten Personalmanagern im Schweizer Sport. Als Präsident des FC Aarau gab er dem jungen Trainer Rolf Fringer eine Chance – und legte damit die Basis zum sensationellen Gewinn des Meistertitels 1993. Und in seiner Funktion beim Verband verpflichtete er mit Köbi Kuhn und Ottmar Hitzfeld jene beiden Trainer, die das Schweizer Team in der Belage des internationalen Fussballs etablierten und regelmässig an Grossanlässe führten.

Ernst Lämmli war seiner Zeit oft voraus. Doch 2012 wurde er von einem schweren Schicksalsschlag getroffen. Bei einem Sturz während eines Spaziergangs zog er sich schwere Kopfverletzungen zu. Bis zuletzt litt er an deren Folgen. Mit Ernst Lämmli verliert der Schweizer Fussball eine herausragende Persönlichkeit und einen grundehrlichen Menschen – sozusagen den letzten seiner Art. *Thomas Renggli*



Grundehrlich: Sportmanager Lämmli.

Europa der Verwaltungskollegen

Die Politiker streiten über die Beziehung zur EU, die Beamten sind längst mit Brüssel verbündet.



Wie soll die Beziehung zwischen der Schweiz und der EU aussehen? Parteien und Politiker machen das jetzt zum grossen Thema und überbieten sich mit Analysen und Vorschlägen. Etwas Neues wollen viele. Ein neues institutionelles Abkommen? Einen grossen Vertrag wie zwischen Kanada und EU, der eine gewisse Harmonisierung vorsieht? Was auch immer, alle gehen davon aus, dass dies eine Frage von Abmachungen zwischen Staaten oder Regierungen auf oberster Ebene sei.

Dabei ist den Verwaltungsleuten auf zweiter, dritter oder x-ter Stufe oft egal, wie die hohe Politik vorgeht. Meistens verkehren die Schweizer Büroleiter mit den europäischen Kollegen, wie sie wollen, wie sie können und wie sie Lust haben. So kann sich schleichend eine Harmonisierung der Schweizer Regeln mit den EU-Normen ergeben, ohne dass das in bilateralen Verträgen oder Rahmenabkommen niedergeschrieben wird.

Warum etwa schliesst sich die Bundesverwaltung in der Regulierung der Gentechnologie einfach der EU an? Und damit auch dem Entscheid des Europäischen Gerichtshofs von 2018, der auf antiquierte Art die neuen Formen der Gentechnologie, bei denen keine Gene von aussen in eine Zelle gebracht werden, der gleichen Regulierung aussetzt wie die alten Methoden? Ergebnis ist, dass das ganze Spektrum gentechnologischer Vorgehensweisen blockiert bleibt, auch die modernen, «weichen», die mit der Genschere. In der EU wie in der Schweiz – eine Sonderzone in der Welt.

Gleiches gilt für die Zulassung von Pflanzenschutzmitteln. Wenn die EU ein Produkt ver-

bietet, schliesst sich die Schweizer Umweltbürokratie an, obwohl die Gefährlichkeit nicht durch Daten unterlegt ist.

Und warum hilft der Bund der einheimischen Luftfahrtindustrie nicht, wenn die EU-Behörden ihre Regulierung eins zu eins auf Schweizer Helikopterfirmen einprasseln lassen? Beim Pensionierungsalter für Helikopterpiloten hat die Bundesverwaltung schlecht zu den eigenen Leuten geschaut. Auch im sogenannten Gemischten Ausschuss des bilateralen Luftverkehrsabkommens. Schweizer Verwaltungsleute fühlen sich ausländischen Kollegen näher als den Bürgern.

Warum schliesslich wehrt sich die Bundesverwaltung nicht gegen Übergriffe der EU in der Medizinaltechnikbranche? Brüssel verletzt mit der Nichtanerkennung bisheriger Zusagen Recht und WTO-Regeln. Bern schaut zu; die Klage gegen die EU startete die Branche. Es war der Medtech-Verband, der den Betondeckel des uniformen EU-Binnenmarktes aufbrach und mit Deutschland eine Einigung zwischen Ländern herstellte. Der private Verband hat dem Staat gezeigt, was eine Europapolitik ist, die auf Freihandel beruht.

Die 110-Prozent-Wirtschaft

Jetzt fehlen in der Schweiz sogar die Holz-Pellets, die kleinen, zusammengepressten Holzstücke, die zum Heizen dienen. In den gängigen Läden sind sie ausverkauft. Wer eine Pellet-Heizung hat, muss sich warm anziehen. Das passt ins Bild, das viele sich jetzt von der Wirtschaft machen. Überall ist von Angebotsengpässen die Rede, keine Computer mehr im

Regal, Lieferfrist fürs neue Auto ein Jahr. Klar, es gab Produktionsausfälle in der Pandemie, Unterbrüche in der Logistik, Corona-blockierte Häfen. Auch der Chip-Mangel ist hartnäckig und scheint zur längerfristigen Belastung zu werden, zumal Fabriken zuerst aufgebaut werden müssen. Die Wirtschaft bietet ein Bild der Lahmheit, des Hinkens, des Stolperns.

Aber das trifft die Wirklichkeit nicht. In ihrem Bulletin zur Wirtschaftslage legt die Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich dar, wie sich Welthandel und Produktion entwickelt haben, und die Grafik dazu zeigt: Die Weltwirtschaft läuft auf Vollgas. Welthandel und Produktion sind in der ersten Hälfte 2020 zwar eingebrochen, dann aber bald wieder hochgeschossen, und jetzt sind sie über dem alten Niveau. Bildlich ausgedrückt: Die Maschine läuft auf gut 110 Prozent.

Das muss irgendwann im Alltag spürbar sein. Aus dieser Sicht ist zu erwarten, dass sich die Störungen in den Lieferketten bald auflösen. Dann werden auch Pellets wieder gut lieferbar sein, allerdings werden sie gegen den Sommer hin nicht mehr so gefragt sein.

Produktiveres 2022

Und nicht zu vergessen ist der Produktivitätsgewinn, den das laufende Jahr wegen seines Datums mit sich bringt. Die Wirtschaft spielt sich grossenteils auf Tastatur und Bildschirm ab. Und das Tippen der Jahrzahl 2022 geht schneller als sonst, weil dreimal die gleiche Taste vorkommt. Hunderte von Billionen Mal ein kleiner Zeitgewinn, das summiert sich, das setzt Kräfte frei für Neues.

LEADER HILDEGARD KNEF

Da drapierte sie sich hin, 1954 war es, und aus ihren grünen Augen funkelt, trotz des jungen Alters schon müde ein wenig und vom vielen Sehen ernüchtert, eine Seele, die bereits gelernt hatte, immer viel, viel stärker sein zu müssen als ihre Verletzlichkeit, um nicht jeden Tag sich selbst zu verlieren.

Neunundzwanzig Jahre alt war Hildegard Knef damals auf diesem Foto, auf dem sie wahrscheinlich das einzige Mal ausgesehen hat wie Grace Kelly und Marilyn Monroe und die grösste Diva der Welt zusammen. Sie war jenseits der Kameras eher das, was man eine herbe Schönheit nennen könnte, die stets vom Qualm ihrer Zigaretten weichgezeichnet wurde. Sie rauchte, ohne Unterlass, sie starb später daran. Und sie lebte und liebte, wie sie rauchte.

Viel mehr als ihre Augen ist ihre Stimme der Spiegel ihrer Seele oder Seelen; diese vibrierende, in Rauch gebadete, dunkle Stimme voller kaltem Fieber, die sich nie um den richtigen Ton schert, sondern nur um das richtige Gefühl. In ihrer Stimme schwingt alles, steigt gleichzeitig Hoffnung empor ins Licht und versinkt unrettbar im Dunkel des Nichts; das Leben und der Tod, die Brüchigkeit der Träume, die Reinheit des Seins und all die Sünden dieser Welt.

Vielleicht war sie zu viel, gelegentlich für sich selbst auch, sicher aber für die biedere und bigotte Nachkriegsgesellschaft Deutschlands. In den USA, wohin sie floh vor dem allgegenwärtigen deutschen Kleinbürgertum und wo sie sich Neff nannte und ihrem Aussergewöhnlichen nicht mit nörgelndem Argwohn, sondern mit bewunderndem Wohlwollen begegnet wurde, fand sie, ein wenig nur, Seelenruhe, aber nie fand sie dort eine Heimat. Es war, als ob Deutschland sie nie loslassen konnte, und sie nie ihr Land.

Manche, die in sich zerrissen sind, werden auch zerfressen. Bei Knef war es Brustkrebs, sie überlebte ihn, schrieb über ihn, es sind Worte einer nackten Seele. Damals war ihr klar, dass man die Tage, an denen es rote Rosen regnet, an einer Hand abzählen kann. Und doch lebte sie jeden Tag, als ob es ein Rosentag werden könnte, einer, an dem sie sich nie verlieren, sondern immer nur finden könnte. *Michael Bahnerth*



Vom Qualm ihrer Zigaretten weichgezeichnet: Schauspielerin und Sängerin Knef, 1954.

Knef, die Grosse

Fast unbemerkt jährt sich der zwanzigste Todestag von Hildegard Knef.

Das Vergessen hat sie nicht verdient: Die Bühnenkünstlerin war auch eine grandiose Schriftstellerin.

Michael Maar

Sie ruht in guter Gesellschaft in einem Berliner Ehrengrab auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof, neben Erwin Piscator, Ernst Reuter, Bubi Scholz und Willy Brandt. Noch besser hätte sie neben Marlene Dietrich auf dem kleinen Friedhof in Friedenau gelegen, über die sie hinreissend schrieb.

1948 hatte die früh berühmte Knef ihr Glück in Hollywood probiert, was ihr von vielen Deutschen als unpatriotisch ausgelegt worden war. Dort bekam sie zwar keine Filmrolle, aber den guten Ratschlag, Marcel Proust und Thomas Manns «Doktor Faustus» zu lesen, was sie beides offenbar tat.

Unter den vielen Bekanntschaften, die sie in Hollywood schloss, war ihr die liebste Marlene Dietrich, der Weltstar, der sich bald mütterlich um sie kümmerte. Noch 1975 nannte Marlene sie ihr «dearest Hildekind».

Ihr erstes Treffen:

Aus dem Dunkel des teuersten und finstersten Restaurants in Hollywood, dem philippinischen «Beachcomber», leuchtete ein weisses, hellumrandetes Dreieck. «Hallo», hauchte es über das Gesäße der Hawaiigitarren hinweg und lächelte amüsiert.

Es folgen fünf Seiten von akkuratester Komik – allein für diese Szene lohnte sich die Lektüre ihres Hauptwerks, ihrer 1970 veröffentlichten Memoiren «Der geschenkte Gaul», damals ein grosser internationaler Erfolg mit Millionenauflage.

Der heute fast vergessen ist. Es jährt sich Kneps zwanzigster Todestag – und kräht noch ein Hahn nach ihr? Hildegard Knef ist zumindest einer älteren Generation sowohl bekannt als auch erschreckend unbekannt.

Bekannt aus dem Film «Die Sünderin» von 1951, in dem sie eine kurze Nacktszene zur Skandalfigur machte. Die Katholiken tobten.

Bekannt aus den Coverbildern von *Stern* und *Quick* und als Chansonnière mit rauchiger Stimme und unzähligen Plattenpreisen («Für mich soll's rote Rosen regnen»).

Bekannt für das unstete Auf und Ab ihres Lebens zwischen dem biedereren Nachkriegsdeutschland und den nicht immer wirtlichen Vereinigten Staaten, in denen sie «Neff» genannt wurde und neben Marlene als der zweite bekannte Kraut galt.

Kriegsmonate im zerbombten Berlin

Ganz unbekannt ist sie dem heutigen Publikum darin, worin ihre grösste Force bestand. Die Schauspielerin und Sängerin ist eine Virtuosa der Sprache. Die Verfasserin des «Geschenkten Gauls» ist eine Erzählerin ersten Rangs. Ihre in vielen Dialekten und Argots gewieft, expressiv farbige, nervöse, klischeefreie, immer originelle, lustvoll übertreibende und sicher oft auch flunkernde Prosa – wie blass ist dagegen die gerühmte Kunstprosa Christa Wolfs!

Knef setzt die Pointen vom ersten Satz an. Sie beginnt ihr Buch mit einer Hommage an ihren geliebten Grossvater:

Er trug den Kopf sehr gerade, die Wirbelsäule auch, und er hatte einen grossen Mund mit vielen Zähnen; er hatte sie noch alle 32, als er mit 81 Jahren Selbstmord machte. Sein Jähzorn war das Schönste an ihm, erstens weil er sich nie gegen mich richtete und weil er so wild und rasch kam, wie er verging, und wenn vergangen, wurde sein Gesicht warm wie ein Dorfteich in der Sommersonne und seine Bewegungen verlegen und einem fischenden Bären gleich.

Da pfeift der Teufel durch die Zahnücke, wie man in Norddeutschland sagt. Allein das Bild des verlegen fischenden Bären! Was zeichnet ihn noch aus, den jähzornigen Grossvater? «Er klopfte jeden Abend mit der rechten grossen Zehe gegen die untere Bettwand – sechsmal – und schwor darauf, dass er nur dadurch Punkt sechs erwachen könne.» Eines der hundert Details, die man aus dem «Geschenkten Gaul» nicht vergessen wird.

Der auch «Die sieben Leben der Hilde Knef» hätte heissen können. Es ist schwer vorstellbar, was sie alles durchgestanden und doch überlebt hat, angefangen mit den letzten Kriegsmonaten im zerbombten Berlin.

Die junge Frau auf der Flucht vor der einrückenden russischen Armee:

Über uns Bomber, Jagdflieger. Zwei Jäger kommen, spielen Mäusebussard, gucken mal rein, machen brrrrr, sind weg – holen Verstärkung, kommen wieder. Der neben mir sagt Himmel, Arsch und Zwirn, springt durchs Fenster, springt auf Schienen und Schotter, reisst Beine nach hinten, reisst Arme nach vorn, brüllt. Aus der Jacke quillt Rotes. Sie wühlen zur Tür, lassen sich fallen, zwischen Waggons, kriechen runter – ich lieg zwischen Puffern, denk: Wenn der Zug jetzt fährt, bin ich Matsch. Er fährt nicht, die Lok brennt. Bussardfamilie weg. Es weint und röchelt, es macht tatütata. Ich sitz' auf der Böschung, guck' anderslang. Laufe ein, zwei Stunden – komm zum Bahnhof, frag', wo ich bin – nicht mal Nürnberg. Zwanzig Stunden unterwegs und nicht mal Nürnberg. Um vier Uhr morgens kommt Sonderzug, stottert weiter, verschnauft in Salzburg. Ich sehe Häuser, Häuser mit Dach, mit Fenster, Balkon mit Blumen, sage: Ist Österreich schön. Der mit der roten Mütze und Kelle dreht sich um, glotzt mich an, wird mützenrot petunienlila, brüllt: «Sie meinen wohl Ostmark.»

Petunienlila! Das Stakkatohafte, der Verzicht auf Artikel, das syntaktisch Gehetzte, die Zeitsprünge – der Stil passt sich dem Geschilderten an, der ruhelosen, fiebrigen Flucht. Die politische Pointe der «Ostmark» setzt Knef pointensicher an den Schluss.

Immer getrieben, immer frei

Später wird sie als Gefangene der Roten Armee in Einzelhaft sitzen. Ob dort Informationen darüber vorlagen, dass sie ihre Karriere auch Goebbels zu verdanken hatte, ist ungewiss – einer der vielen dunklen Punkte in ihrer gescheckten Biografie, über die man nichts Ge-



Katholiken tobten: Kinopremiere von «Die Sünderin» in München, 1950.



Dieses Lächeln: Knef (l.) mit Marlene Dietrich, 1955.

naueres erfahren wird, solange ihre Tagebücher noch unter Verschluss gehalten werden.

Nur darüber hatte sie offen gesprochen: Seit der Haft hatte sie panische Angst vor der Einsamkeit.

Sie war immer getrieben und immer frei; und bei den Deutschen, wie Marlene, nur halb beliebt. Überhaupt war der Regen der roten Rosen nur schütter. Und ihr Körper von Anfang an ihr Feind.

Man spart sich den Pschyrembel, wenn man ihre Krankengeschichte liest: Typhus, Gelbsucht, Kinderlähmung, Meningitis, Enzephalitis, Blinddarmdurchbruch – die Aufzählung erstreckt sich über weitere neun Zeilen. Hildegard Knef ist von Kindheit an mit allen nur denkbaren Gebrechen geschlagen.

Bezaubernde Selbstironie

In einer Szene im «Geschenkten Gaul» schildert sie, wie sie 1968 nach einer Gallenkolik in ihrem Pariser Hotel von einem Arzt nach ihren Vorerkrankungen befragt wird. Ihr damaliger Mann (sie hatte drei) geht so lange ins Kino, trinkt Kaffee und kehrt anschliessend zu ihr ins Hotel zurück. Da ist Hilde im Jahr 1959 angelangt.

«Du weisst», erklärt der Arzt ihm nach weiteren dreissig Minuten aschfahl, «ich habe Hilde immer für ein Musterbeispiel des kraftvollen deutschen Weibes gehalten, und nun erfahre ich, dass sie ein Museum des Grauens ist.»

Knefs Selbstironie ist bezaubernd, ihr Blick auf die Menschen scharf, aber nicht ätzend. Von einem mächtigen Studioboss, der sie vergeblich in sein Schlafzimmer zu locken versucht, sagt sie nur: «Seine Persönlichkeit würde kaum das Wandsafe eines Dorfnotars füllen.»

Ihre Charakterisierungen Edith Piafs, Henry Millers, Billy Wilders oder Friedrich Torbergs sind so pikant wie präzise. «Wieder lächelte sie dieses spöttische Lächeln, wie jemand, der sich gern hat und seine kleinen Fehler in Kauf nimmt» – das Lächeln Marlene Dietrichs.

Besonders beeindruckend ist ihr später versiegendes telepathisches Verhältnis mit einem amerikanischen Freund. Beide durchzuckt es, wenn der andere jenseits des Atlantiks in tödlicher Gefahr ist, was sich jedes Mal später bestätigt.

Sie kann auch sehr diskret sein. Auch das Ausparen gehört zu ihrer Kunst des Erzählens:

Jahre später, in Rhodesiens Busch, sah ich einen Kudu. Er stand, nur wenige Meter von mir entfernt, auf langen graziösen Beinen, stand hoheitsvoll und unerschrocken, seine sich nach oben verjüngenden Korkenzieherhörner endeten wie Ausrufezeichen. «Er ist alt, die Herde hat ihn verstossen», sagte der Landrover-Fahrer. Stolz, unzugänglich sah er uns an, nichts



Sie hasste rote Rosen: Auftritt in der Fernsehshow «Hildegard Knef-Portrait», 1973.



«Komm, steh ma uff»: mit Tochter Tinta, 1975.



Angst vor der Einsamkeit: 70. Geburtstag, 1995.

*erwartend und durch nichts mehr
zu enttäuschen.*

Ende des Absatzes. Ausbuchstabieren muss es sich die Leserin selbst, was der Kudu zu tun hat mit der durch eine Wüste der Krankheiten und Misserfolge gehetzten Knef. Ausser dem K und den vier Buchstaben.

Berliner Pflanze, Berliner Schnauze

Ihre Kunst des Porträts! Ihr alter Berliner Theaterregisseur Boleslaw Barlog besucht sie in New York. Im Taxi rutscht er tiefer in den Sitz und versucht, die Spitzen der Wolkenkratzer auszumachen. «Mensch, Mensch», murmelte er, offenlassend ob überwältigt oder enttäuscht.»

Er hat Hilde in ihrem Broadway-Stück gesehen. Anschliessend folgt bei ihr auf dem Sofa die Detailkritik:

*«Pass ma auf, in der eenen Szene, wenn
er det Lied singt und du stur dasitzt, also
da kiek nich jadeaus, kiek runter.»
Er hielt den Kopfschräg, sah angewidert*

*auf den Boden, als verfolge er den Weg
einer Küchenschabe. «Und wenn de
auftrittst, lass die Pause länger, bevor du
redest. Dann, det Abendkleid, also wenn
du det vorführst, sei noch unsicher, det darf
nich elejant sein, vastehste.» Er drehte
sich hin und her wie eine Robbe, die einen
Wasserball balanciert: «Det muss ihr richtig
peinlich sein – komm, steh ma uff...»*

Nicht nur die Stimmenimitation, auch die Vergleiche, besonders die Robbe mit Wasserball, verraten die genuin komische Erzählerin. Hildegard Knef – Berliner Pflanze, Berliner Schnauze, Herz am rechten Fleck: Hier werden die Klischees, die sie immer mied, einmal wahr.

Postskriptum: Erst nachdem er sich mit Hildegard Knef befasst hatte, erfuhr der Verfasser, dass sie lange Jahre im selben Haus in Charlottenburg gelebt hatte wie er heute: sie im Vorderhaus, er im Hinterhaus auf der gleichen dritten Etage. Von Balkon zu Balkon hätte man sich über den Hof zuwinken können.

Das Vorderhaus war vor ihrer Zeit das berühmteste, angeblich von der Stasi verwanzte Edelpuff Berlins. Noch heute sind in Knefs ehemaliger Wohnung in einem Flur die Zimmertüren durchnummeriert, zur leichteren Zuordnung der Kunden («Willy Brandt auf die Vier!»).

Die Änderungsschneiderin, die noch heute im Nebenhaus lebt, kannte Hilde gut. «Immer Pech mit dem Geld, immer Pech mit den Männern, die haben sie immer ausgenützt!»

Das war das Leben der grossen, zu Unrecht halbvergessenen Schriftstellerin Hildegard Knef. Sie hat rote Rosen gehasst, wie sie dem *Stern* bekannte.

Legen wir ihr einen Strauss weisser aufs Ehrengrab.

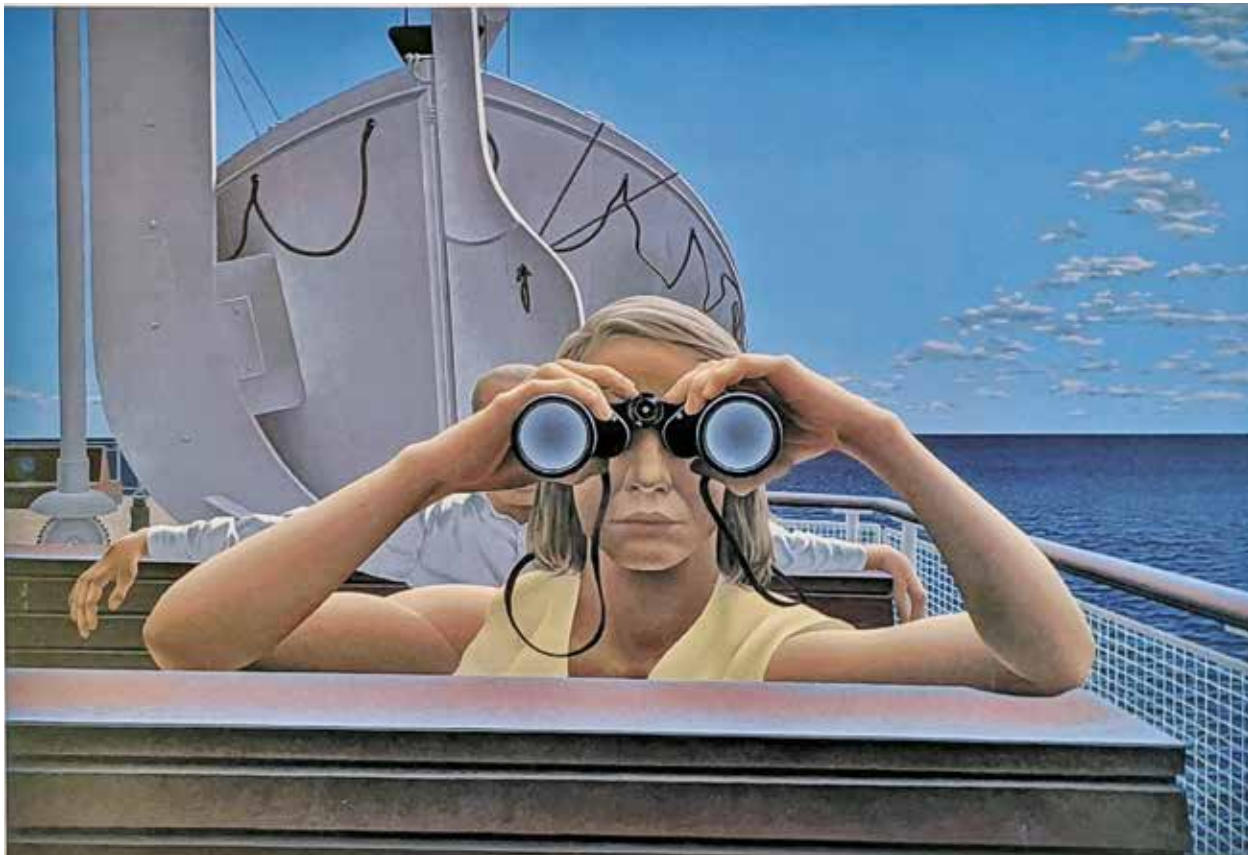
Michael Maar ist ein deutscher Germanist, Schriftsteller und Literaturkritiker.

Michael Maar: Die Schlange im Wolfspelz. Das Geheimnis grosser Literatur. Rowohlt. 656 S., Fr. 49.90

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Videogames machen
mehr Umsatz als Film-
und Musikindustrie
zusammengenommen.
Marc Bodmer, Seite 58



Männer können nicht sehen, wie das Glück aussieht.

Alex Colville, *To Prince Edward Island*, 1965 – So schauen wir in die Welt, blicken in die Landschaften des Seins und suchen in ihnen das Wesentliche. Wir sind wohl alle mehr oder weniger Sucher und Sucherinnen des Gleichen, etwas Glück, Liebe, Unversehrtheit, Leben ohne Schmerz, aber was wir ausmachen, wenn wir durch unsere Ferngläser die entfernten Verheissungen uns ins Blickfeld holen, ist nie für alle dasselbe.

Nie wissen wir, wenn wir das Gleiche anschauen, ob wir auch dasselbe sehen. Wir haben keine Ahnung, ob das Blau eines Meeres, das einer sieht, auch dem Blau entspricht, das ein anderer ausmacht. Oder ob

das Blau des andern oder das eigene blasser ist oder voller. Männer können nicht sehen, wie das Glück aussieht, das Frauen am Horizont suchen oder gar ausmachen, umgekehrt genauso.

Wir sehen alle nur durch das eigene Fernglas klar, wenn überhaupt, wenn da nicht die üblichen existenziellen Nebel die Sicht trüben. Nehmen wir das Fernglas eines andern, bleibt das Wesentliche verschwommen, auch wenn wir am Fokussierad die Okulare so bewegen, dass das Motiv scharf wird. Und manchmal sind wir wie blind gegenüber der Sicht des andern. Schauen in uns hinein, während der andere aus sich hinausschaut.

Klarer als die Dinge, die ein Mensch sehen kann, sind Alex Colvilles (1920–2013) Bilder. Es sind Momentaufnahmen, wie herausgerissen aus dem Film des Lebens. Er malt, als ob er stets durch ein Fernglas blicken würde, fokussiert auf jenen kleinen Ausschnitt, in dem viel mehr noch zu sehen ist, als wenn man mit blossen Augen das Ganze betrachten würde.

Colvilles Welt ist stets das Staubkorn, das auf ein ganzes Universum schliessen lässt. Sind die Dinge, die lange unsichtbar bleiben, egal, ob man sie mit blossem Auge oder dem Fernglas betrachtet. Sichtbar werden sie erst vor dem inneren Auge, und dann, manchmal, ist das Gleiche auch dasselbe. *Michael Bahnerth*

Schneckchen und Prinzesschen

Der Briefwechsel zwischen Ernst Jünger und seiner ersten Frau Gretha ist berührend, aber auch voller Spannungen.

Heimo Schwilk

Gretha und Ernst Jünger: Einer der Spiegel des Anderen. Briefwechsel 1922–1960. Hg. Anja Keith und Detlev Schöttker. Klett-Cotta. 720 S., Fr. 59.90

Im hohen Alter verschwindet oft die Schärfe aus der Beziehung von Ehepaaren. Sie mutieren zu Zweckgemeinschaften. Man ist gemeinsam alt geworden und kennt seine Gebrechen. Diese sind jetzt dominanter als das Trennende. Für Schriftsteller und Künstler gilt das besonders. Irgendwie sitzt man im selben Boot und ist froh, wenn sich ein Werk rundet oder Preise eingehämt werden, die man gemeinsam entgegennimmt.

Ich habe das selbst bei Ernst und Liselotte Jünger erlebt, an deren späten Jahren ich als Journalist und Biograf teilhaben durfte. Das war tatsächlich eine Philemon-und-Baucis-Ehe: hier der bis zuletzt rührige und «in Stürmen gereifte» Autor des weltberühmten Kriegstagebuchs «In Stahlgewittern», da die gelernte Archivarin, die lange Jahre das Cotta-Archiv in Marbach betreute und zuletzt die Werkausgabe ihres Mannes.

Forderungen nach mehr Zuwendung

Doch Ernst Jünger war zweimal verheiratet, und der hier vorzustellende Briefwechsel zwischen Gretha, der ersten Ehefrau, und Ernst Jünger trägt alle Spuren eines jahrzehntelangen Behauptungskampfes. Oft sind späte Ehen milder, weil man nun weiss, auf was man sich einlässt, und, im Fall des Künstlers, die Lebensleistung erbracht ist. Das gilt nicht nur für Ernst Jünger, sondern beispielsweise auch für den schwierigen Hermann Hesse, der nach zwei vergeblichen Eheversuchen mit Ninon sein spätes Lebensglück fand.

Gretha von Jeinsen, damals noch eine angehende Schauspielerin, und der Kriegsheimkehrer Ernst Jünger hatten sich 1922 kennen- und lieben gelernt – eine *Amour fou*. Wenn man das so nennen darf bei einem Mann, der bis heute als unterkühlt beschrieben wird. Aber diese frühe Leidenschaft spricht aus allen

Schreiben der beiden, die sich mit «Schneckchen» oder «Prinzesschen» anreden und unablässig beteuern, nicht ohne einander sein zu können. Wer genau zu lesen versteht, kann jedoch bei Gretha bereits die emotionale Übersteigerung erkennen, die ihre Briefe der mittleren Lebensphase, als Ernst Jünger als Besatzungsoffizier nach Paris abkommandiert ist, beherrschen wird.

Schon die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges verlangte dem Liebespaar viel ab. Ernst Jünger hatte den Krieg mit vielen Ver-

Am Ende wird Gretha sich dem «Gebierter», wie sie ihren Mann ironisch nennt, fügen.

wundungen überlebt und haderte mit dem Versailler Friedensvertrag, der Deutschland zum einzigen Kriegsschuldigen erklärte und die Reichswehr auf ein Minimum reduzierte. Jünger beschloss, als vielfach ausgezeichnete Frontsoldat die geschrumpfte Friedensarmee zu verlassen und Schriftsteller zu werden.

Seine Bücher der zwanziger Jahre kreisen um das Phänomen des Krieges, was ihm rasch den Ruf eines Militaristen eintrug – und eines hochbegabten Autors, was selbst Antipoden wie

Klaus Mann oder Bert Brecht einräumen mussten. Fatal für die junge Gretha, dass dieser Aufstieg ihres Gefährten eigenen Ambitionen entgegenstand. Gretha war eine begabte Sängerin und ausgebildete Schauspielerin. Doch Ernst Jünger, den sie masslos bewunderte und 1925 schliesslich heiratete, wollte eine «klassische» Ehe, in der nur Platz für ein kreatives Talent sein sollte.

Auch bei Jünger ist, trotz aller äusserlichen Entschiedenheit, eine gewisse Erlösungssehnsucht erkennbar, Ehe und Familie für den Suchenden, existenziell Unsicheren zu einem bewusst gewünschten Rückhalt zu machen. Am Ende wird Gretha sich dem «Gebierter», wie sie ihren Mann ironisch nennt, fügen. Aber damit ist der Keim der Zurückgesetztheit gelegt, der sich später in immer heftigeren Vorwürfen Luft macht.

Aus mit dem Burgfrieden

Es ist schade, dass die Herausgeber des verdienstvollen Briefbandes auf Anmerkungen verzichtet haben, die den Kontext erläutern, in dem sich diese Korrespondenz entfaltet. Das gilt besonders für die Zeit von 1940 bis 1944, in der Jünger als Soldat in Frankreich diente. Denn die Spannungen und Gefährdungen, denen er zwischen Militärstab, Résistance, Gestapo und Kollaboration ausgesetzt war, erschliessen sich dem Leser nicht. Dafür müsste er die «Pariser Tagebücher» kennen, Jüngers einmalige Aufzeichnungen aus Paris, in denen diese Gratwanderungen beschrieben sind. Oder die seit 1943 im Pariser Tresor verwahrte Schrift «Der Friede», die dem NS-Regime das Urteil spricht und dem Verfasser bei der Entdeckung sicher den Kopf gekostet hätte.

So stehen sich Grethas ständige Forderungen nach mehr Zuwendung und Jüngers abwiegelnde Repliken gegenüber, mit denen er um Verständnis für seine schwierige Situation bittet. Einerseits erteilt Gretha ihrem Mann, der monatelang seine Familie nicht sieht, weil Fronturlaub spärlich zugeteilt wird, grosszügig Dispens und sichert zu, ihm keinerlei «Fesseln anzulegen.» Sofern er sie weiter liebe und an seiner



„Müllers sind immer noch auf Immobiliensuche...“



Erlösungssehnsucht: Schriftsteller Jünger mit Gretha von Jeinsen.

Familie festhalte, könne sie über Seitensprünge hinwegsehen. Aber dann liest sie in seinen Aufzeichnungen, die er nach Kirchhorst schickt, in der Absicht, sie vor der Gestapo in Sicherheit zu bringen – und erkennt mit Schrecken, dass er ein Verhältnis zu der deutsch-jüdischen Kinderärztin Sophie Ravoux pflegt. Sie figuriert im Tagebuch unter den Decknamen «Charmille», «Doctoresse» oder «Madame Dankart».

Nun ist es aus mit dem Burgfrieden, alte Wunden brechen auf. Zweifellos sind die Jahre 1942/43, in denen die Jünger-Ehe in die Krise kommt, an deren Ende auch eine Scheidung hätte stehen können, der Höhepunkt der Korrespondenz. Der Ton, den Gretha anspricht, ist dauergereizt. Einmal schreibt sie, dass sie Jüngers Beziehungen «kaltlasse», dann wieder «wittert» sie «Unrat». Ernst Jünger könne offensichtlich «wollüstigen Rundungen» nicht widerstehen – dabei sei sie überhaupt nicht eifersüchtig. Am 7. Juli 1941 kündigt sie sogar an, Jünger zu «verstossen» – nur aufgrund eines Traums, in dem er sie zu wenig beachtet habe.

Das ständige Beharren seiner Frau auf Zuwendung und die damit verbundenen Vor-

würfe sind für Jünger schwer erträglich – auch wenn man um seine selbstpanzernde Kühle und Verslossenheit weiss. Immer mal wieder beklagt er sich, dass ihm seine Frau das Leben schwermache. «Kann man mich denn nicht lieben, wie ich bin?», fragt er am Ende eines undatierten Briefes (S. 525). Er sei doch ein guter, verlässlicher Familienvater! Er wisse allerdings, dass er «in Nebendingen schwach» sei, «aber im Wesentlichen bin ich stark». Das hält Gretha keineswegs davon ab, in einem Brief vom 20. Februar 1943 (das Schreiben, es ist verloren, erschliesst sich leider nur indirekt aus dem Antwortbrief Jüngers vier Tage später) zu fordern: Er dürfe Sophie nie wiedersehen – sonst sei alles aus. Sie hasse diese Frau, schreibt Gretha mehrfach. Diese mache sich offenbar nichts aus ehelicher Treue.

Heute wissen wir, dass sich Ernst Jünger bemüht hat, Sophie Ravoux' Ehemann, den Journalisten Paul Ravoux, aus dem KZ zu holen – und dass er als Besatzungsoffizier vielen Juden eine Warnung zugehen liess, wenn eine Razzia anstand. Natürlich konnte er dies in seinen Briefen an Gretha nicht schreiben, da auch

sie der Zensur unterlagen. Er konnte es nur andeuten, wie im Brief vom 11. August 1942: «Du musst immer bedenken, dass ich mich hier in Verhältnissen befinde, die ich nicht geschaffen und nicht gewünscht habe, gewissermassen auf einer Insel, auf der ich die Zeit zu überstehen hoffe.»

Austausch zweier starker Geister

Zwei Tragödien, die die Ehekrise in den Hintergrund drängen, überschatten diese trotz aller Irritationen tiefberührende Korrespondenz: der Tod des Sohnes Ernstel und Grethas Krebsleiden. Der achtzehnjährige Ernstel wurde, nachdem er wegen einer Schmähung von Hitler von einem Mitschüler denunziert worden war, zur «Frontbewährung» verurteilt und starb bei einem Einsatz gegen Partisanen am 29. November 1944 in Norditalien.

In den Briefen spekulieren Ernst und Gretha Jünger über den Tod ihres Sohnes: ob er von seinen Kameraden allein gelassen worden sei, der Einsatz im Wald eine Art Todeskommando war, um einen Regimegegner zu beseitigen. Am 10. Mai 1954 schreibt Jünger: «Wie gerne hätte ich mein Leben hingegeben für das seinige!» Gretha entscheidet, die Überreste ihres Sohnes nach Wilflingen zu holen. Dort, unweit der Oberförsterei, wurde er zur letzten Ruhe gebettet.

Es gibt, trotz so mancher Entgleisung, an diesem Austausch zweier starker Geister mehr zu bewundern als zu kritisieren. Auch ihre Krankheit hat Gretha mit Bravour gemeistert und ihrem unsterblich erscheinenden Mann bis zuletzt das Bild einer unbeugsamen Optimistin entgegengestellt, wie auch in ihrem letzten Brief am 9. Juni 1960: «Keine Tragödien! Dafür bin ich absolut ungeeignet und ziehe in jedem Fall vor, guter Laune zu bleiben.» Als sie am 20. November 1960, Totensonntag, im Alter von nur 54 Jahren stirbt, geht das Leben einer energisch-eigenwilligen Frau zu Ende, die Ernst Jünger in seinen Tagebüchern als «Perpetua», die Beständige, bezeichnet hat. Das war sie – auch in ihren Widersprüchen.

Heimo Schwilk hat mehrere Biografien veröffentlicht, darunter «Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben» (Klett-Cotta, 2014). Eben ist der erste Band seiner Tagebuch-Edition «Mein abenteuerliches Herz» im Landt-Verlag (Manuscriptum) erschienen. Darin hat der Autor auch seine zahlreichen Begegnungen mit Ernst Jünger festgehalten.



Kein Moralisierer: Historiker Thukydides.

Macht und Recht

Kurt Steinmann

Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Griechisch - Deutsch. Übersetzt von Georg Peter Landmann. De Gruyter. Sammlung Tusculum. 1337 S., Fr. 154.–

Im Sommer des Jahres 416 vor Christus fand auf der Ägäis-Insel Melos zwischen einer athenischen Gesandtschaft und der melischen Regierung hinter verschlossenen Türen ein Gespräch statt, in dem die rücksichtslose Machtpolitik Athens über das Recht und den Freiheitswillen einer kleinen Insel triumphierte.

«Ihr wisst so gut wie wir, dass im menschlichen Verhältnis Recht gilt bei Gleichheit der Kräfte, doch das Mögliche der Überlegene durchsetzt, der Schwache hinnimmt.» So argumentiert beim griechischen Historiker Thukydides die hochgerüstete Militärmacht Athen gegenüber der unbedeutenden Kykladeninsel Melos, die unabhängig und neutral bleiben will. Jacob Burckhardt sah darin die «vollständigste Philosophie der Macht des Stärkeren». Haben Recht und Moral keine Chance gegenüber militärischer Gewalt? Bis heute?

490 und 480 vor Christus, in den Schlachten von Marathon und Salamis, hatten die Griechen den Angriff der zahlenmässig weit überlegenen Perser abgewehrt. Nach dieser Zeit der äussersten Bedrohung folgte eine Epoche des Wachstums, der Sammlung und der Entfaltung jener

geistigen Kräfte, welche die griechische Klassik erblühen liessen.

3000 Krieger in 40 Schiffen

Athen, gestützt auf den von ihm gegründeten Seebund, dem alle Kykladeninseln (ausser Melos), ferner ionische und nordgriechische Stadtstaaten beigetreten waren, wurde zur politischen Vormacht und zum geistigen Zentrum von Hellas. Mit Sparta, der anderen griechischen Grossmacht, unterhielt Athen nach dem gemeinsamen Waffengang zunächst freundschaftliche Beziehungen. Athen beherrschte die See, Sparta war die Landmacht: So wurden die Einflussphären aufgeteilt.

Doch schon bald fühlte sich Sparta durch die weitausgreifende Bündnispolitik Athens in seinen Interessen bedroht. Die Spannungen, die

Schon bald fühlte sich Sparta durch die ausgreifende Bündnispolitik Athens in seinen Interessen bedroht.

ausser in wirtschaftlichen und machtpolitischen Gründen zutiefst im athenisch-spartanischen Dualismus wurzelten, führten 431 zum Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, eines Bruderkrieges, der, Kampfpausen eingerechnet, 27 Jahre dauerte, Griechenland als physischen und geistigen Trümmerhaufen zurückliess und ein neues Eingreifen der Perser in die griechischen Verhältnisse zeitigte.

Der griechische Historiker Thukydides (ca. 460–400 v. Chr.) hat uns diesen Krieg in all seinen Gründen, Anlässen, Formen und Folgen

beschrieben. Im Jahr 416 belagern und erobern die Athener ohne jeden Rechtsgrund die Insel Melos. Melos, eine Gründung Spartas, will sich den Athenern nicht fügen, sondern bleibt zunächst ausserhalb der Parteien. Aber selbst vor neutralen Staaten macht das in seinem Machtstreben entfesselte Athen nicht halt. Mit 3000 Kriegern und 40 Schiffen zieht es gegen die wehrlose Insel. Bevor sie den Kriegsgott rasen lassen, schicken die Aggressoren Gesandte zu Verhandlungen. Thukydides schildert, frei erfindend, «doch in möglichst engem Anschluss an den Gesamtsinn des Gesagten», den Verlauf des Gesprächs.

Es ist der berühmte «Melierdialog» (5, 84–116), der in kurzen Sätzen, antithetisch wechselnd, dramatisch geballt, an eine Gerichtsszene erinnert. Die angegriffenen Melier, über die zu Gericht gesessen wird, machen sich gleich zu Beginn der Verhandlungen keine Illusionen: Verteidigung, das bedeutet Krieg, Nachgeben Sklaverei. Athen droht bald mit Gesprächsabbruch, wenn sich ihre Kontrahenten nicht realistisch «aus ihrer jetzigen Lage heraus» in ihren Forderungen einschränken: «Das Mögliche sucht zu erreichen.»

Die Melier sehen das ein: «Freilich geht es in gegenwärtiger Versammlung um unsere Erhaltung.» Irrationale Gegenargumente wie Billigkeit, Recht und Ehre schliesst die Seemacht von vornherein aus. Brutal offen gibt sie zu: «Wir sind hergekommen unserem Reich zur Mehrung und eurer Stadt zur Rettung.» Der Nutzen eines Arrangements liege auf beiden Seiten: Die Melier entgingen einem Blutbad, sie, die Athener, würden um ihrer Hoherzigkeit willen gepriesen. Ob Neutralität nicht ein Ausweg wäre, fragen die Melier. Die Athener: «Nicht so sehr schadet uns eben eure Feindschaft, wie dass Freundschaft ein Schwächezeichen, Hass eines der Stärke bei unseren Untertanen bedeutet.»

Wiederholt erinnern die Athener an ihre überlegenen kriegerischen Mittel und an die militärische Schwäche der Insel; dass sie sich durch ihr Vorgehen bei bündnisfreien Staaten Feindschaft und Furcht zuziehen würden, kümmert sie nicht. «Findet doch nichts Unwürdiges darin, einer so mächtigen Stadt zu unterliegen, die so massvolle Bedingungen vorschlägt», schliessen die Athener. Weder die Götter noch die Schutzmacht Sparta kämen im Ernstfall Melos zu Hilfe.

Die kleine Insel, im Vertrauen auf Götter und Menschen, trotzte der Logik der Macht um ihrer Freiheit willen. Von Sparta, auf das sie ihre Zuversicht gegründet hatte, wurde sie schmählich im Stich gelassen. Einige Wochen hielt die Insel der Aushungerung stand; später musste sie sich ergeben. Die Wehrfähigen wurden getötet, Kinder und Frauen in die Sklaverei verkauft, das Land mit 500 attischen Kolonisten neu besiedelt: Über Recht und sittliche Weltordnung hatte die Macht gesiegt.

Thukydides gibt in seiner nüchternen Art, die die eigene Person hinter den Geschehnissen zurücktreten lässt, ja fast auslöscht, keinen Kommentar und kein Urteil ab. Er moralisiert nicht. Allerdings schliesst er an die Melos-Episode die Sizilische Expedition an, die den Grundstein zu Athens Untergang legen sollte. Auf die Hybris der Macht folgte ihre Bestrafung. Gibt Thukydides unausgesprochen also doch eine Bewertung? Ganz sicher ist das nicht.

Sicher aber ist, dass er glaubte, dass aus der gewordenen Geschichte den Verlauf der künftigen erschliessen könne, wer die ewig gleichbleibende Natur des Menschen kennt und dabei Ursachen und Wirkungen zu verknüpfen weiss: «Zum Zuhören wird vielleicht diese undichterische Darstellung minder ergötzlich scheinen; wer aber das Gewesene klar erkennen will und damit auch das Künftige, das wieder einmal, nach der menschlichen Natur, gleich oder ähnlich sein wird, der mag es so für nützlich halten, und das soll mir genug sein: zum dauernden Besitz, nicht als Prunkstück fürs einmalige Hören ist es aufgeschrieben» (1, 22).

Die Erkenntnisse des griechischen Historikers bleiben in ihrer Bedeutung nicht auf das 5. Jahrhundert vor Christus beschränkt.

Politisches Weltwissen in übersichtlicher Form

Peter J. Brenner

Der neue Kosmos-Welt-Almanach & -Atlas
2022: Daten, Fakten, Karten.
Franckh-Kosmos. 720 S., Fr. 37.90

Nichts ist so politisch wie das reine Faktenwissen. Auf diesem Feld des politischen Allgemeinwissens hatte der «Fischer Weltalmanach» seinen unumstrittenen Platz. In seiner Blütezeit erreichte er 150 000 Exemplare, am Schluss waren es 40 000 – zu wenig für den Verlag, der sich der Wikipedia-Konkurrenz nicht mehr gewachsen sah. 2018 stellte er mit der 60. Ausgabe das Erscheinen ein. Der sehr ungelentk betitelte «Neue Kosmos-Welt-Almanach & -Atlas» tritt nun schon im zweiten Jahrgang die Nachfolge an. In Konzeption und Ausstattung ist er sehr ähnlich gehalten; der Mitarbeiterstab, überwiegend freie Journalisten, ist weitgehend der gleiche, die Verlagsredaktion hat naturgemäss gewechselt. Die Jahreszahl 2022 ist etwas vollmundig: Der Berichtszeitraum erstreckt sich von Juli 2020 bis Juli 2021 – da fehlt noch einiges bis 2022.

Das Herzstück sind weiterhin die knapp 200 Länderartikel; Taiwan mit seinem schwierigen völkerrechtlichen Status ist anders als bei Fischer mit einem eigenen Ländereintrag aufgenommen worden; warum, weiss man nicht.

Einleitend informiert der Almanach über globale Themen und ein Top-Thema, diesmal die Corona-Pandemie. Den Länderartikeln folgen Überblicke über globale Entwicklungen, unter anderem zu Umwelt und Wirtschaft, mit rühmender Informationsfülle und -dichte. Die rund 130 Seiten eines geografischen Weltatlas sind unnützlich und kaum nutzbar, sehr hilfreich dagegen die geografischen Infografiken zu den globalen Themen.

«Jahresrückblicke» stellen für jedes einzelne Land das politische, soziale und wirtschaftliche Geschehen dar; Bildung und Wissenschaft bleiben allerdings durchgehend unterbeleuchtet. Demokratisch gewählte Politiker wie Trump oder Orbán, politische Parteien wie AfD, SVP, Fidesz oder PiS werden ohne stigmatisierende Beiwörter genannt, nur die Schwedendemokraten hat es erwischt: Sie sind «rechts-

ein hochbrisanter politischer Faktor, wurden bei Fischer und auch im Kosmos-Band 2021 prozentual ausgewiesen. Heute liest man bei Deutschland lapidar «Christen, Muslime», die Juden sind ganz verschwunden, ebenso wie die genauen Zahlen, wobei der «Fischer-Welt-

Bei strittigen Grossthemen bewahrt der Almanach wohlthuende rhetorische Zurückhaltung.

almanach» bis 2017 die Zahl der Muslime um die Hälfte zu gering, mit 2,6 Prozent, auswies.

Wer die lange Reihe der Fischer-Jahresbände im Regal stehen hat, kann, anders als mit Wikipedia, Zeitreihen bilden, denn auch altes Wissen ist keineswegs veraltet: Der «Welt-Almanach» 1971 verzeichnete noch keine Muslime in Deutschland, der von 1990 nennt 2,8 Prozent mit der aparten Ergänzung «ausserdem noch ca. 200 000 illegal im Land lebende Muslime»; solche Zahlen hätte man heute auch gern.

Bei den Sprachen heisst es wiederum lapidar: «Deutsch, Minderheitensprachen». 2019 wurden bei Fischer noch die «anerkannten Minderheitensprachen» – es sind sechs – genannt. Ausgerechnet in einer Zeit, in der ethnische, religiöse und sprachliche Minderheiten zunehmend an Bedeutung und Konfliktpotenzial gewinnen, sind solche Informationsverluste unerklärlich. Dafür ist, politisch korrekt, die CO₂-Emission pro Kopf hinzugekommen.

Zur allgegenwärtigen postkolonialistischen Debatte kann der «Welt-Almanach», recht genutzt, auch etwas beitragen: Das westafrikanische Gambia und der südostasiatische Stadtstaat Singapur wurden im gleichen Jahr 1965 aus der britischen Kolonialherrschaft entlassen. Ein gutes halbes Jahrhundert später beträgt das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt – das Pro-Kopf-Einkommen nennt der «Kosmos-Almanach» leider nicht mehr – Gambias 791 US-Dollar, in Singapur ist es 74-mal so hoch. Warum? Auch Blicke in die Zukunft werden möglich: In mehr als hundert Ländern, sagt der Almanach, gebe es «Massnahmen zur Erhöhung des Frauenanteils in den Parlamenten». Das wird auch in Deutschland kommen, selbst wenn das deutsche Verfassungsgericht solche Massnahmen kürzlich untersagt hat. Den höchsten Anteil an Ministerinnen hat übrigens Nicaragua, keine lupenreine Demokratie und eines der ärmsten Länder Lateinamerikas.

Gemessen an Wikipedia und anderen Internetangeboten, kann der «Welt-Almanach» nur einen mikroskopisch kleinen Bestand an politischem Alltagswissen anbieten. Aber indem er politisches Weltwissen auf ein menschliches Mass reduziert und in übersichtlicher Form darbietet, macht er Wissen nicht nur verfügbar, sondern auch nutzbar. Wer es wirklich wissen will, ist hier richtig.

Damit Sie immer auf der richtigen Hochzeit stanzen.



populistisch». Auch bei anderen strittigen Grossthemen bewahrt der Almanach wohlthuende rhetorische Zurückhaltung.

Aufmerksame Nutzer der deutschen Wikipedia kennen es anders. Überall dort, wo es politisch brisant wird, ist sie zum Agenten des hegemonialen politischen Diskurses geworden. Unüberbietbar hingegen bleibt «das Internet» bei der Aktualität: Im «Welt-Almanach 2022» haben die Corona-Impfstoffe eine Wirksamkeit von märchenhaften 95 Prozent, Dr. Angela Merkel ist Bundeskanzlerin, und Deutschland hat eine Inflationsrate von 0,4 Prozent. Inzwischen ist sie achtmal höher.

Schwer erklärbar ist der Präzisionsverlust des «Kosmos-Welt-Almanachs» gegenüber den Fischer-Vorläufern. Religionszugehörigkeiten in der Wohnbevölkerung, heute wieder

Der Weg eines Oppositionellen

Gerhild Heyder

Ai Weiwei: 1000 Jahre Freud und Leid. Erinnerungen. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz und Elke Link. Penguin. 416 S., Fr. 49.90

Ai Weiwei ist ein streitbarer Künstler, und er ist furchtlos. Der 1957 in Peking geborene Sohn des in China einst sehr bekannten und verehrten Dichters Ai Qing (1910–1996) sieht sich als einen dem Widerstand verpflichteten Dissidenten, der die Ungerechtigkeiten der Welt in seiner Kunst verarbeitet und sein Publikum zur Aufmerksamkeit zwingen will. Unbeirrt verfolgt er seinen Weg und ist weder durch Haft, Hausarrest noch Verfolgung aufzuhalten.

Vielleicht muss man so werden, wenn man als Kind in einem Straflager aufwächst und nicht untergehen will. Ai Weiwei hat seine Autobiografie seinen Eltern und seinem 2009 geborenen Sohn gewidmet, und in der Kontinuität von Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft meint er seine Aufgabe gefunden zu haben. Aus der Vergangenheit erklärt sich die Gegenwart, die in die Zukunft weist.

So ist dann auch folgerichtig eine Doppelbiografie entstanden. Die erste Hälfte des Buchs beschreibt im Wesentlichen das Leben des Vaters, eines zeitweiligen Wegbegleiters Maos, der 1941 als Kommunist gebrandmarkt und inhaftiert und dann im Zuge der Kulturrevolution als «Rechtsabweichler» verfeimt und gedemütigt wurde. Ai Weiwei begleitet den Vater als Achtjähriger für sieben Jahre in die Verbannung nach «Kleinsibirien» am Rand der Wüste und schildert mit distanzierter Detailtreue die Schrecken eines Lebens mit immer neuen Strafmassnahmen.

Kurze Phase des Tauwetters

Sie hausen in einem Erdloch, ertragen Hunger, Kälte und Ungewissheit. Hier entwickelt der Junge die Fähigkeit, katastrophale Umstände als gegeben hinzunehmen und ihnen gleichzeitig etwas entgegenzusetzen, indem er mit Fantasie und Pragmatismus versucht, dem Vater das Leben zu erleichtern. Dabei erwirbt er die geistige Stärke und Unabhängigkeit, die sein weiteres Leben auszeichnet.

Mao stirbt 1976, die Kulturrevolution ist vorüber. Die Opfer der Kampagne gegen «Rechtsabweichler» – und damit auch Ai Qing – werden rehabilitiert. Ai Weiwei beginnt in dieser kurzen Phase des Tauwetters zu malen und studiert ab 1978 Zeichentrickfilm an der Pekinger Filmakademie, ist jedoch unfähig, sich einzufügen.

1981 wird ihm ein selbstfinanzierter Studienaufenthalt in New York genehmigt. Bis 1993



Klug, fesselnd, berührend: Künstler Ai Weiwei.

bleibt er dort, beschäftigt sich mit Performance, Konzeptkunst, Dadaismus, Pop-Art und lernt deren Vertreter kennen: Andy Warhol, Jean-Michel Basquiat, Keith Haring, Allen Ginsberg. Er hält sich mit Jobs über Wasser, beginnt zu fotografieren und hat erste kleine Ausstellungen. Und erfährt im Juni 1989 schockiert vom Massaker am Tiananmen-Platz in Peking.

Als sein Vater schwer erkrankt, kehrt er nach China zurück, setzt sich mit traditioneller chinesischer Kunst auseinander und findet zu einer eigenen künstlerischen Sprache als oppositioneller Künstler. Stolz berichtet er, wie er zum Architekten avanciert, der neben Jacques Herzog und Pierre de Meuron am Bau des

Ai Weiwei schreibt klug, fesselnd und trotz oder gerade wegen der kühlen Distanz sehr berührend.

Nationalstadions für die Olympischen Spiele in Peking 2008 beteiligt ist; wie er zur Documenta 2007 in Kassel 1001 Landsleute auftreten lässt; wie er 2008 nach dem Erdbeben von Sichuan die Namen der 5196 getöteten Kinder veröffentlicht; wie er 2010 mit 1600 Arbeitskräften die gigantische Installation «Sunflower Seeds» in der Londoner Tate Modern umsetzt.

Der Beginn des Internetzeitalters stellt für Ai Weiwei eine Offenbarung dar, die ihn allerdings bald in den Fokus der Regierung rücken sollte. 2011 wird er am Flughafen in Peking verhaftet und für 81 Tage unter dem Vorwand der Steuerhinterziehung in einem der berüchtigten Geheimgefängnisse interniert. Weltweite Proteste tragen dazu bei, dass er entlassen wird. Allerdings wird er unter Hausarrest gestellt und zur Zahlung angeblicher Steuerschulden von umgerechnet 2,4 Millionen Dollar verurteilt, die dann durch Spenden zusammenkommen. 2015 erhält er seinen Pass zurück und kann nach Berlin ausreisen.

Ai Weiwei schreibt klug, fesselnd und trotz oder gerade wegen der kühlen Distanz sehr berührend. Man versteht immer besser, warum er äusserst sensibel auf Ungerechtigkeit und vermeintliche oder reale Bevormundung reagiert. Die umstrittene Kunstaktion 2015 mit der Nachstellung eines toten Flüchtlingskinds auf Lesbos erscheint so in einem anderen Licht.

Auf eine Erklärung, warum er Berlin Hals über Kopf im Zorn verlassen hat, hofft man allerdings vergebens – es fällt kein Wort über Deutschland, wo sich der Künstler offenbar nicht willkommen gefühlt hat. Auch Grossbritannien hat er wieder verlassen, die Familie lebt zurzeit in Portugal.

Verschiebungen im Zeitgeist

Anton Beck

Jakob Augstein: Strömung.
Aufbau. 301 S., Fr. 33.90

Wenn jemand alles verliert, woran er glaubt, was bleibt dann noch von der eigenen Persönlichkeit? Dieser Frage muss sich Franz Xaver Misslinger stellen, als er im Jahr 2016 mit seiner Tochter Luise auf eine Art Pilgerreise nach New York aufbricht, um sich für eine Rede inspirieren zu lassen. Dabei sieht es zu Beginn der Reise so gut für ihn aus, das Leben des Politikers läuft in geregelten Bahnen, immer bergan, er

Faszinierend ist dieses Erzählen auf eine Art und Weise, die alles etwas belangloser erscheinen lässt.

steht sogar kurz davor, den Parteivorsitz seiner liberalen Partei zu übernehmen – das, was Misslinger glaubt, so sehr zu wollen.

Nach rund 300 Seiten sprachlich traditionell, aber fantastisch geschilderter Biografie zwischen sorglosen Erinnerungen in Schleswig-Holstein und einer scheiternden Ehe, zwischen Sexting-Nachrichten auf dem Smartphone und desillusionierenden Gesprächen mit Fremden bleibt am Ende nur noch wenig von diesem «Wollen» übrig. Doch Misslingers Leben endet auch nicht in Tragik, vielmehr führt es ihn und seine Tochter schliesslich nach Montauk, Long Island, ins märchenhafte Verschwinden – «wie ein Tropfen im Ozean».

Der Debütroman von Jakob Augstein erzählt nicht die Geschichte eines strauchelnden Karrieristen, sondern vielmehr eines Gläubigen, genauer gesagt eines gläubigen Neoliberalen, der fest davon überzeugt ist, dass durch genug eigenen Einsatz alles gelingen kann. Auch dass das eigene Gelingen das höchste Gut ist, steht für Misslinger fest: «Das ganze Leben ist ein Kampf, denkt er. Erst recht in der Politik. Vielleicht vermehrt sich die Liebe, wenn man sie teilt, denkt er, aber die Macht nicht.» Doch die Verschiebungen im Zeitgeist zerstören diese Dogmen.

Väterliche Fussstapfen

Augstein hat die Zeit, in der sein Roman spielt, nicht zufällig gewählt, wie er bei einem Zoom-Meeting erklärt: «2016 endet ganz viel. Da endet eine bestimmte neoliberale Ideologie, da endet ein bestimmtes Männer selbstverständnis, und da endet das Selbstverständnis des Westens. Dieses Buch ist der Versuch, das in eine Geschichte zu packen. Misslinger ist mit seiner Männlichkeit am Ende, ist mit seiner Egoismusreligion am Ende, und auch seine

Amerika-Hoffnung zersplittert, indem er sieht, wie der Trump-Wahlkampf geführt wird.» Nicht zuletzt ist es auch Misslingers Tochter Luise, die ihm vorführt, wie seine Glaubenssätze an Grenzen stossen.

Misslingers Leben erzählt also auch ein Stück deutsche Geschichte, so wie Augsteins eigene Biografie es auch tut. Aufgewachsen als rechtlicher Sohn des *Spiegel*-Gründers Rudolf Augstein, analysierte er vor allem als Verleger und Chefredaktor der linken Wochenzeitung *Der Freitag* das Zeitgeschehen; mit dem konservativen Journalisten Nikolaus Blome lieferte er sich in einer gemeinsamen Fernsehsendung regelmässig den politischen Schlagabtausch. Jetzt tritt er in die Fussstapfen seines leiblichen Vaters, des Schriftstellers Martin Walser. Warum eigentlich? «Ich hab das Gefühl, ich hab alles gesagt, was ich sagen wollte. Bei mir lässt auch das Interesse an der Politik ein bisschen nach, weil ich das Gefühl habe, verstanden zu haben, wie sie funktioniert. Mich interessiert gar nicht mehr so, was diese neue Bundesregierung macht oder nicht macht.»

Einmal noch schaltete Augstein sich in jüngerer Zeit in den lauten Diskurs ein: Im ersten Jahr seit der Corona-Krise kommentierte er im Podcast «Augsteins Freitag», mal im Gespräch mit Gästen, mal allein, das virologische Geschehen – kritisch, distanziert und vor allem gelassen. «Alle anderen sind so irre laut geworden in dieser Twitter-Wahnsinns-mühle, dass ich leiser geworden bin.»

Faszinierend an Augsteins Person wie auch an seinem Debütroman ist dieses Erzählen des Ernstes, der natürlichen Apokalypsen, der Spitzenpolitik wie auch der Beerdigung des Neoliberalismus, auf eine Art und Weise, die alles etwas belangloser erscheinen lässt. Als wäre ein Paradigmenwechsel das Alltägliche der Welt. Weil sich sowieso immer alles ändert, wie Ebbe und Flut an den norddeutschen Küsten, die Misslingers Gedanken immer wieder füllen.

Nicht zuletzt ist «Strömung» auch eine Liebeserklärung an diese norddeutsche Landschaft. Mindestens da ähnelt Misslinger dann auch konkret einer lebenden Person, wie Augstein gesteht: «Ich komme ja aus Hamburg, und das ist von da aus ein paar Kilometer nach Norden. Es ist eine Landschaft, die mir geografisch und emotional sehr nahe ist. Irgendwie englisch, nett, schön.»



Die Bibel Geistige Nothilfe

In allem sind wir bedrängt, aber nicht in die Enge getrieben, ratlos, aber nicht verzweifelt, verfolgt, aber nicht verlassen, zu Boden geworfen, aber nicht am Boden zerstört (2. Korinther 4,8 f.). – Paulus redet die unerfreulichen Ereignisse nicht schön. Sie können jeden Menschen treffen, deshalb gibt es Abwehrmassnahmen. Die einfachste ist, dass ich mich nicht jedem unnötigen Risiko aussetze. Werde ich krank, kann ich mich behandeln lassen. Werde ich bedrängt oder verfolgt, so kann ich dem Druck ausweichen, indem ich gewisse Begegnungen vermeide. Aber vielleicht genügt das nicht. Womöglich muss ich mein Verhalten anpassen und auf missliebige Äusserungen verzichten. Dann befinde ich mich in einer beklemmenden Güterabwägung: Ist mir meine Überzeugung so viel wert, dass ich Nachteile oder gar Qualen hinnehme?

Es ist schwierig, sich im Voraus einzuschätzen. Nicht jeder bringt im Ernstfall die Standhaftigkeit auf, die er sich zugeutraut hat. Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, dass bewährte Prinzipien rasch über Bord gehen, wenn ein Sturm bläst: Zwischenmenschliches Vertrauen, Toleranz, Teile der Rechtsordnung, die Trennung von Staat und Wirtschaft, die Freiheit. Dadurch lassen sich Scherereien kurzfristig abwenden, werden jedoch meist auf später oder anderswohin verschoben. Ausweichmanöver um Widrigkeiten herum ziehen oft zähere Widrigkeiten nach sich.

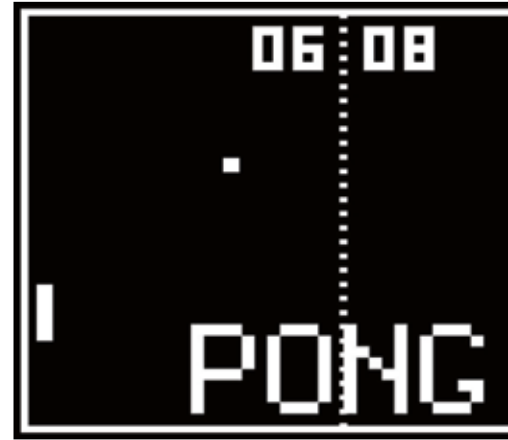
Deshalb gibt Paulus einen andern Rat: Denk daran, ratlos ist noch nicht verzweifelt, hingeworfen ist noch nicht zerstört. Du erträgst mehr, als du denkst. Und indem du Widerstand leistest, prägst du die Verhältnisse mit. Wo alles sich zu drehen scheint, bleibt der Polarstern stabil und zeigt die Richtung an. Das ist ein Gleichnis für Gott. Er begleitet dich an die Tiefpunkte und stattet dich mit dem Notwendigen aus.

Peter Ruch

Am Anfang war Pong

Fünfzig Jahre Videogames:
Ein Rückblick in die Geschichte des Leitmediums der Gegenwart.

Marc Bodmer



Pück, pick, pück, pück, pick, pück – ääääh! Etwa so klang es 1972, als man sich erbitterte Matches in den Spielsalons lieferte. Damals reichten zwei weisse Striche am linken und rechten Bildschirmrand und ein Pünktchen, das über das dunkelgraue Feld gespielt wurde. Schwarz gab es noch nicht. «Pong» von Atari zeigte, wie Interaktion am Bildschirm Menschen in ihren Bann zieht. Heute spielen rund 3,24 Milliarden Menschen rund um den Globus Games – auf Smartphones, Konsolen, Tablets und PCs; sie sorgten im vergangenen Jahr für einen Umsatz von rund 176 Milliarden Dollar. Das ist deutlich mehr als der Spielfilm- und Musikmarkt zusammen.

Wann genau das erste Videospiel erfunden wurde, darüber scheiden sich die Geister. Manche sehen in den experimentellen Versuchen in elektrotechnischen Forschungslaboratorien die Ursprünge. Der Forscher William Higinbotham programmierte 1958 sein rudimentäres Tennisspiel «Tennis for Two». Drei Jahre später entwickelten drei Fans von Science-Fiction-Geschichten in Cambridge, Massachusetts, das Demonstrationsprogramm «Spacewar!».

Sowohl «Tennis for Two» als auch «Spacewar!» sind keine Videospiele im engeren Sinne, da sie andere Darstellungsgeräte (Oszilloskope) nutzten als einen TV-Bildschirm. Deshalb gilt der deutschstämmige Ralph Baer als «juristischer Vater des Videospieles». 1966 entwickelte Baer «Fox & Hounds»: Das Spiel bestand darin, sich vorzustellen, dass ein Punkt auf dem Bildschirm ein Fuchs war und die anderen vier Jagdhunde. Es war das erste Videospiel, das je auf einem Fernsehbildschirm gespielt worden war.

Was Ralph Baer für die Videogame-Konsolen zu Hause bedeutete, das war Nolan Bushnell für die Games in den Spielhallen, den sogenannten Arcades. Die Geburtsstunde der kommerziellen Computer- und Videospiele fällt ins Jahr 1972. Mit «Pong» hatte Bushnell eine Hommage an «Tennis For Two» programmiert.

Während «Pong» die Reiz- und Reaktionsspieler ansprach, erschien Mitte der Siebziger «Dungeons & Dragons». Dieses mit Würfel, Papier und Bleistift gespielte Game gilt als Grundstein



Bald 40 Jahre dabei: «Super Mario.»

der heutigen Rollenspiele. «Death Race», das sich am Trash-Action-Film «Death Race 2000» orientierte, brach die erste «Gewalt in Games»-Debatte vom Zaun, die das Medium bis in die Gegenwart begleitet.

Auf der Hardware-Seite baute Nolan Bushnell die Marktdominanz von Atari aus. Mit der 1977 eingeführten Spielkonsole Atari VCS 2600 verhalf er Games für zu Hause zum Durchbruch und veränderte die Rolle des Fernsehschwerers im grossen Stil. Die Glotze wurde zur Plattform für interaktive Videospiele.

Konsolenkampf

Das japanische Shooter-Spiel «Space Invaders» (1978) sorgte währenddessen in Japan für ein neues Phänomen: Kleingeldknappheit. Die Bank of Japan musste die Produktion von 100-Yen-Münzen verdreifachen, damit weitergespielt werden konnte. Auf kleinen handlichen Konsolen namens «Game & Watch» mit einem monochromen LCD-Bildschirm wird 1982 «Donkey Kong» in den USA veröffentlicht. Der junge japanische Designer Shigeru Miya-

moto hat mit dem Gorilla eine Game-Ikone geschaffen, deren Beliebtheit nur durch dessen Widersacher und späteren Game-Helden Mario überboten werden wird.

Dem grossen Boom folgte eine Übersättigung. Der Produktionstiefpunkt wurde 1983 mit dem Spiel zum Film «E.T.» erreicht. Von dem als «das schlechteste Spiel aller Zeiten» bekannten Titel wurden Lastwagenladungen in einer Wüste New Mexicos vergraben. Mitte der achtziger Jahre kam die Rettung der Game-Industrie: das Nintendo Entertainment System, kurz NES. Auf der Konsole erschienen die ersten Titel von bis heute beliebten Serien wie «Super Mario Bros.», «The Legend of Zelda» und «Metroid». Es war wiederum Nintendo, die 1989 mit der portablen Game-Konsole «Game Boy» zusammen mit dem wegweisenden Puzzle-Game «Tetris» ein neues Marktsegment eröffnete.

Im gleichen Jahr wie der «Game Boy» erschien auch die 16-Bit-Konsole Mega Drive des japanischen Herstellers Sega. Gegen diese Kampfansage hatte das leistungsschwächere NES kaum etwas zu bieten. Erst mit dem SNES, dem Super



Auf den Boom folgte die Übersättigung: «Pong» (1972), «Grand Theft Auto V» (2013), «Fifa 19» (2018).



Nintendo Entertainment System, hatten sie eine Chance im Konsolenkrieg, in den Sony Ende 1994 einstieg, um Sega zu verdrängen.

Parallel zu den Konsolen trieben Games die Entwicklung von PCs voran. Kein gängiges Programm verschlingt so viele Ressourcen wie ein Shooter-Game. Die berühmten Ballerspiele «Wolfenstein 3D» (1992) und «Doom» (1993) definierten das Egoshooter-Genre. 1996 geriet «Doom» weltweit in die Schlagzeilen als am 20. April Eric Harris und Dylan Klebold, beides leidenschaftliche «Doom»-Spieler, an ihrer Schule in Columbine, Colorado, Amok liefen. Sie töteten dabei zwölf Schülerinnen und Schüler, einen Lehrer und anschliessend sich selbst.

Immer besser und teurer

Doch nicht nur die Hardware machte Fortschritte. Das Spielen über die immer schnelleren Telefonleitungen gewann laufend an Bedeutung. Der Spieleproduzent Valve hatte Probleme mit Updates seiner Titel. Wer ein Update installieren musste, war für Tage offline. Also führte Valve 2003 die Plattform Steam ein,

die automatisch Updates installierte. Heute ist die Vertriebsplattform aus der Game-Welt nicht mehr wegzudenken; sie ist mit Apples App-Store vergleichbar.

Ende der nuller Jahre eröffnete sich für die wachsende Spielergemeinde ein neuer Kanal. Auf sozialen Netzwerken wie Facebook konnten einfache Games gespielt werden. Smartphones ermöglichten das vernetzte Spielen unterwegs. Titel wie «Angry Birds» wurden von Jung und Alt gespielt und bescherten dem Studio Rovio einen Millionen-Bestseller, dem zwei Animationsfilme im Kino folgten.

Bis etwa 2010 galt im Games-Markt das gleiche Gesetz wie überall: zuerst zahlen, dann spielen. Der Kaufpreis eines Computerspiels war gegeben und damit die Sache nach dem Kauf erledigt. Ganz anders das Free-2-Play-Modell (F2P): Hier spielt man von Beginn weg kostenlos. Bezahlen muss man nicht, aber man kann – und erst noch ohne Ende. Dank F2P setzen Firmen wie King mit Hits wie «Candy Crush Saga» oder Supercell mit «Clash Royale» und «Clash of Clans» Millionen um. Ende 2019 vermeldete King, dass die «Candy Crush»-Games seit Mitte 2014 über 2 Milliarden Dollar Umsatz generiert hatten. Supercells Eigentümer avancierten dank den beliebten F2P-Titeln zu den grössten Steuerzahlern Finnlands.

Während Fortschritt und Marktwachstum bei den meisten Technologien zu einer Vergünstigung der Produktionsbedingungen und damit tieferen Preisen führen, ist bei der Entwicklung von AAA-Computerspielen das Gegenteil der Fall. Als AAA-Games werden Grossproduktionen wie Spiele der «Assassin's Creed»-Serie, «Destiny» oder «Fifa» bezeichnet. Sie verfügen über eine hohe Produktionsqualität. Jahr für Jahr wird der Aufwand grösser – bessere Grafiken, mehr Details, mehr Wahlmöglichkeiten, grössere Landschaften, künstliche Intelligenz, Maschinenlernen –, und damit steigen die Produktionskosten. Der Blick in die Vergangenheit zeigt, dass sich die Kosten alle zehn Jahre verzehnfachen. Budgets in der Höhe von Hollywood-Blockbuster-Produktionen von über 200 Millionen Dollar

gehören heute auch bei Games zum Alltag. Zu diesen wachsenden Kosten kommt hinzu, dass Games nach wie vor ein Hit-Geschäft sind. Das heisst, der Grossteil der Computerspiele sind ein Verlustgeschäft. Bei Grossproduktionen versucht man, das Risiko klein zu halten. Darum werden Serien wie «Assassin's Creed», «Fifa» oder «Grand Theft Auto» gepflegt. Diese Marken müssen nicht mehr erklärt werden. Die Kunden wissen bereits, was sie erwarten können. Statt dass – wie früher – im Jahresrhyth-

Alle paar Monate erhalten Videospiele eine Art Verjüngungsspritze.

mus neue Teile veröffentlicht werden, werden diese Spiele über Jahre mit Downloadable Content, kurz DLC, frisch gehalten.

Alle paar Monate erhalten Videospiele eine Art Verjüngungsspritze. In diesen Updates werden neue Figuren, Missionen oder Umgebungen (Maps) eingeführt, die eine komplett neue Herausforderung stellen. Durch diese Strategie werden die verwöhnten Gamer bei der Stange gehalten. Prominentestes Beispiel dieser Strategie ist das Action-Spiel «Grand Theft Auto V», das 2013 erschienen ist und bis heute zu den beliebtesten Games zählt.

Nostalgiewelle

Wenn man «Pong» als den Beginn der populären Videospiele betrachtet, so kann man bereits auf fünfzig Jahre des interaktiven Mediums zurückblicken. Manche Väter und Mütter mögen sich an «ihre» Zeit der Spiele erinnern. Lange Zeit waren die alten Titel wie «Pac-Man», «Space Invaders» und wie sie alle hiessen, heutzutage nur über Umwege erhältlich. Inzwischen hat sich eine richtige Nostalgiewelle gebildet. Hardware-Hersteller wie Nintendo haben kompaktere Versionen ihrer Urkonsolen NES mit dreissig Spieleklassikern und SNES mit zwanzig Titeln wiederveröffentlicht. Es mag erstaunen, aber die Retro-Konsolen waren im Nu ausverkauft.

TV-Kritik

Bewegte Fototapete

Wolfgang Koydl

N-TV, Welt: Korrespondentenberichte

In alten Zeiten, als Haarspray noch kein Ozonkiller war, sondern unverzichtbares Accessoire, bewarb ein Hersteller sein Produkt mit einer jetzenden Blondine, deren Haarpracht von Berlin über London bis nach New York bei jedem Wetter perfekt sass.

Heute fragt man sich, ob TV-Reporter von Nachrichtensendern wie N-TV oder Welt klammheimlich Restbestände von Drei-Wetter-Taft aufbrauchen. Denn auch sie müssen bei jedem Wetter raus, ob's stürmt, schneit, regnet oder ob die Sonne brennt: Unverzagt stehen sie auf der Strasse und trotzen den Elementen – vor Kanzleramt und Verfassungsgericht, Parteizentrale oder Robert-Koch-Institut.

Dabei könnten sie ihre Aufsager genauso gut vom warmen Studio aus senden, vom heimischen Balkon oder aus einem Biergarten. Der architektonische Hintergrund trägt nichts zum Inhalt ihrer Berichte bei. Ausser vielleicht, dem Zuschauer die Gewissheit zu geben, dass sich der Reichstag nicht wesentlich verändert hat.

Bei Auslandskorrespondenten konnte man es früher ein wenig nachempfinden: Seht her, ich bin wirklich in Moskau, und es hat tatsächlich Schnee. Aber heute? Da sollen Mann oder Frau vor Ort etwas von der Sache verstehen und sie verständlich erklären. Kirschblütenzweige im Washingtoner Frühling lenken da nur ab.

Wenn man Lokalkolorit haben will, tun es auch Fototapete oder Webcam. Dann kann man auch aus Gelsenkirchen über die deutsche Bundesregierung berichten. Der Qualität würde das keinen Abbruch tun. Wäre ausserdem billiger.



Nährstoffreiches Augenfutter: Szene aus «Moonfall».

Film

Die Ruh' ist hin

Wolfram Knorr

Moonfall (USA, Kanada, China, 2022).
Von Roland Emmerich. Mit Halle Berry,
Patrick Wilson, John Bradley-West

Was ist bloss aus dem Mann im Mond geworden? Seit langer Zeit verschollen, nicht mehr gesehen. Hat er sich ins Innere des Erdtrabanten verzogen und wurde zu einem lunarischen Höhlen-Howard-Hughes? Roland Emmerich, Hohepriester allen Unheils («The Day After Tomorrow», 2004), unternahm wieder eine Wallfahrt auf den Schicksalsberg der Eiszeit-Sintflut-Alien-Weltuntergänge und erschaute, auf lichter Höhe, den Mond. Siehe da. Dieser könnte doch seine erkleckliche Apokalypse-Bilanz sozusagen abrunden. Optisch macht er sowieso mehr her als die inflationären Asteroiden, die feurig auf die Erde prasseln. Der Mond ist eine richtige Wuchtbrumme, ein Irrsinnskoloss, wenn er ächzend der Erde ganz nahekommt.

Aber es geriet schon mal die Sonne ausser Kontrolle («Solar Attack», 2006), und der Mond als Objekt der Apokalypse-Begierde ist leider auch nicht neu. In «Earthstorm» (2006) brachte ein Asteroid den Trabbi auf Trab (haha). Wie lässt sich das steigern?

Für Emmerich kein Problem. Mit seinem «Moonfall» gelang ihm das mühelos. Sein Mond ist nicht einfach eine öde runde Kugel, sie beherbergt im Innern Super-Hightech mit allem Drum und Dran. Hat also unser Mann im Mond wie Jules Vernes schrulliger Professor Lidenbrock aus «Voyage au centre de la terre» das Innere von Frau Luna erforscht und sich dort niedergelassen? Aber später muss ihm dann Schreckliches widerfahren sein: Eine negative Alien-Energie hat sich wie ein Kuckuck ins Nest gesetzt, um alles kaputtzumachen. Das ist aber nur eine Vermutung. Vielleicht geht's auch um was ganz anderes. Nur eines ist gewiss: Die Zeiten, in denen man dem Mann im Mond Gedichte widmete, wie Johann Peter Hebel 1803, sind längst passé: «<Lueg Müeterli, was isch im Mo?>/ <He, sihsch s denn nit: e Mal!>/ <Jo wegerli, i sih ne scho/ Er het e Tschö-

Sein Mond ist nicht einfach eine öde runde Kugel, sie beherbergt im Innern Super-Hightech.

pli a.» Auch Bühnenstücke wie «Peterchens Mondfahrt» sind nur mehr Antiquitäten. Immerhin hatte Ende der 1950er Jahre Gus Backus Mitleid: «Der Mann im Mond / Der hat es schwer / Denn man verschont / Ihn heut' nicht mehr / Er schaut uns bang' / Von oben zu / Und fragt, <Wie lang' / Hab' ich noch Ruh'?» Genau betrachtet, endete sie schon 1902, als Wissen-



hacken, Cyberattacken durchführen? Roland Emmerichs «Moonfall» ist da viel antiquierter, trotz Technik; da fuchteln und krächzen wie eh und je die Monster rum, und der Held muss sich als David gegen Goliath behaupten. Mit Retiks Lunarium hätte das «Moonfall»-Alien leichtes Spiel. Aber vielleicht steckt in der neuen mysteriösen Energie, die wie eine Kettenkrake aussieht, der alte Retik, nach dem Transformer-Prinzip? Man weiss es nicht. Jedenfalls hatte Retik Pech. Cody mit seinem Raketenrucksack, Joan, Dick und Krog waren das Häuflein der Tollkühnen, die dem Mann im Mond die Stirn boten und ihn bezwangen.

Jedes Unglück ein Cliffhanger, der zum Glück bewältigt wird und sofort zu einem neuen Cliffhanger führt.

Bei Emmerich sind es nur drei, die den Kampf selbstlos aufnehmen, den Mond-Fall zu verhindern: die ehemalige Astronautin Jocinda Fowl (Halle Berry), ihr Kollege Brian Harper (Patrick Wilson) und der Hobby-Astronom und Verschwörungskaspar K. C. Houseman (John Bradley-West), der Buffo gewissermassen. Brian ist ausgemustert worden, weil er mal Mist baute, sie wurde versetzt, und der dicke Laie ist der Einzige, der anhand seiner Berechnungen schon früh erkannte, dass der Mond dabei war, seinen Orbit zu verlassen. Aber wer hört schon auf einen schusseligen Quasselbruder? Nicht mal die Nasa.

So bleibt den drei Aufrechten nur eine chinesische Rakete (China ist Co-Produzent!), und Brian nimmt den Kampf mit dem Alien auf, während der Mond der Erde auf die Pelle rückt und die Gravitation daran irre wird. Die Welt, so Ludwig Wittgenstein, sei alles, was der Fall ist. Mit Sicherheit hat der Philosoph nicht an so was gedacht, Roland Emmerich aber schon. Auch wenn seine Welt totales Geschehen ist, gibt's bei ihm auch einen Wert dahinter: die Sinnfrage («O Gott, schaffen wir das?»). In Lars von Triers Katastrophe «Melancholia» (2011) liegt sie «ausserhalb der Welt» (Wittgenstein), bei Emmerich mitten drin – in seiner Spielkiste.

Seine Filme sind absurde Überlebens-Flucht-Galoppaden über einstürzende Metropolen, zerberstende Berge, gewaltige Sintfluten, gigantische Feuerstürme und was der Weltenbrände halt noch mehr sind. Fettes, nährstoffreiches Augenfutter eben. Die Dramaturgie funktioniert nach dem Ein-Unglück-kommt-selten-allein-Prinzip, das zur Glückskette mutiert: Jedes Unglück ein Cliffhanger, der zum Glück bewältigt wird und sofort zu einem neuen Cliffhanger führt. Die Weltuntergänge sind Reinigungsprozesse. Weil Emmerich die Welt häufig frei von Ironie abfackelt, schrammen sie unfreiwillige Komik. «Moonfall» kollidiert frontal mit ihr. Schade.

schaftler mit ihrer Rakete in seinem rechten Auge landeten («Le voyage dans la lune»). Die Kinematografie machte ihm den Garaus, noch bevor 1969 Neil Armstrong den Fuss auf den Mond setzte («Kleiner Schritt, grosser Sprung»). Seine Ruh' war hin, und er fand sie nimmermehr. 1929 war eine Knalltüte felsenfest davon überzeugt, auf dem Mond Gold zu finden («Frau im Mond»). In «Nothing Lasts Forever» (1984) will einer Karriere mit einem Weltraumbus zum Mond machen, und in «The Adventures of Pluto Nash» (2002) greift die Mafia nach dem Mond. Ein Kater in Tex Averys Animations-Jux «The Cat that Hated People» (1948) flüchtet auf den Mond, in der irrigen Meinung, vor den Menschen Ruhe zu finden: Er kommt vom Regen in die Traufe. Dass sich 1945 Nazis mit Ufos auf die dunkle Seite des Mondes gerettet haben und eine Erdrinvasion vorbereiten, hat der vielgebeutelte Trabant wirklich nicht verdient («Iron Sky», 2012).

In der chinesischen Rakete

Anfang der 1950er Jahre war der Mann im Mond in der schrillen TV-Serie «Radar Men from the Moon» noch sichtbar, hiess Retik und besass das sagenhafte Lunarium. Mit dieser Energie griff er die Erde an, setzte das Militär ausser Kraft, auch die Industrie. Von kurios unfreiwilliger Aktualität sind jene Szenen, in denen die Maschinen in den Fabriken stillstehen, die Waffen auch et cetera. War Retik schon jenseits des Binären, konnte er schon

Alben für die Ewigkeit

Udo Lindenberg: Stärker als die Zeit (2016)

Es gibt fast keine Künstler, die mit siebzig noch Alterswerke von Bedeutung hinauszubern. Oft weichen die Dringlichkeit und das Geniale einer selbstgefälligen Abklatsch-Beliebigkeit. «Stärker als die Zeit» ist da eine Ausnahme.

Schon der Vorgänger «Stark wie Zwei» liess nach langen Abstürzen gewaltig aufhorchen. Doch dieses Album hier ging noch einen Schritt weiter. Eine endlose Feilerei, die stimmige Produktion und die starken Songs machten es zu Udos Opus magnum.

Egal, ob «Durch die schweren Zeiten», «Eldorado», «Der einsamste Moment», «Wenn du gehst» oder «Mein Body und ich», man spürt immer das Anliegen, die Seele und den Atem eines Menschen, der das Leben mit all seinen Fallgruben kennt und auch um seine Vergänglich-



keit weiss. Trotzdem flammen immer wieder Mut und unbändige Freude auf. Nur Udo kann einen Song mit «Ey als Gott dich schuf, war er verdammt gut drauf / Und er setzt der Schöpfung erstmal die Krone auf» beginnen. Man hängt an seinen Lippen und dieser herrlich gebrochenen, ungekünstelten Stimme.

Nach vierzehn Songs mündet die Hamburger Nachtigall ins orchestral-dramatische Finale. Gänsehaut pur: «Ich nehm die Sonnenbrille ab, check den Moment / Wenn eine Seele die andere erkennt / Du spürst sofort, und das ist gut. Wir sind Familie, sind ein Clan, wir sind ein Blut.» Der Rock-Pate lässt grüssen. Stärker können Musik und Text kaum verbunden werden.

Dieses Album ist ein wahrer Seelen-Booster. Genau der richtige Treibstoff in unseren konfusen Zeiten.

Chris von Rohr

Kunst

Spiegel der eigenen Gefühle

Rolf Hürzeler

Georgia O'Keeffe: Retrospektive.
Fondation Beyeler, Riehen. Bis 22. Mai

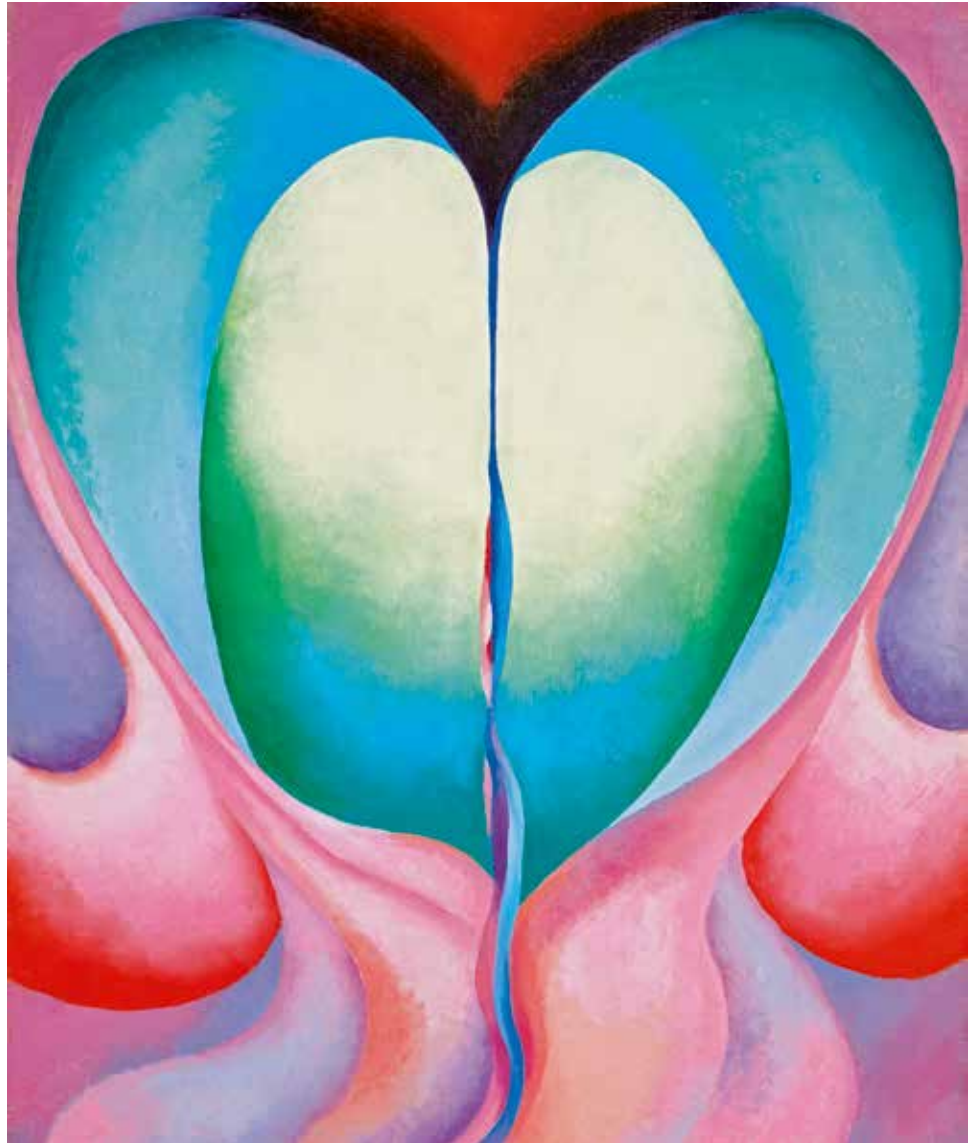
Das Ölgemälde «Strasse in New York mit Mond» der Künstlerin Georgia O'Keeffe verheimlicht mehr, als es verrät. Die damals neuen Hochbauten türmen sich bedrohlich einschüchternd vor der Betrachterin auf. Keiner weiss, was hinter den Mauern steckt. Oben lugt indes spielerisch der Mond zwischen den Wolken durch, als ob ihn die Geheimnisse der Grossstadt amüsieren. O'Keeffe malte dieses Bild in den 1920ern, als die Welt noch in Ordnung war, sich die Anzeichen einer Krise jedoch bereits abzeichneten. Die Künstlerin aus der Provinz sollte kurze Zeit später mit ihrem Geschäfts- und Lebenspartner Alfred Stieglitz ins damalige «Shelton Towers Hotel» einziehen, das heute geschlossen ist.

Das Bild von der 47. Strasse hängt jetzt in der Retrospektive der Fondation Beyeler in Riehen BS. Das Haus zeigt eine Ausstellung mit 85 Werken aus allen Schaffensperioden der Künstlerin in chronologischer Ordnung. Neben ihren Zeichnungen und Gemälden sind ausgewählte Fotografien von Stieglitz und anderen zu sehen, die die Lebensstationen von O'Keeffe dokumentieren. Texte erläutern zudem ihre Lebenssicht als Schlüssel zu ihrer Kunst: «Nichts ist weniger real als der Realismus. Details verwirren.» Was wirklich gilt, ist das Versteckte, hätte sie anfügen können.

Witz und Verletzlichkeit

Georgia O'Keeffe (1887–1986) war in ihrer New Yorker Zeit eine Landpomeranze mit wenig Lebenserfahrung. Sie war in der Provinz von Wisconsin aufgewachsen und hatte gespürt, dass sie sich der Enge der väterlichen Milchfarm entziehen musste, wenn sie sich als Künstlerin durchsetzen wollte. Die junge Malerin war selbstbewusst und gleichzeitig verletzlich. An ihrem ersten College, der School of the Art Institute in Chicago, mochte sie sich nicht mit den damals üblichen Körperstudien begnügen. Sie suchte lieber nach eigenen Ausdrucksformen. Und zweifelte dennoch immer wieder an ihrer künstlerischen Berufung.

Frühe Aquarelle wie «Tent Door at Night» am Anfang der Ausstellung illustrieren O'Keeffes Bekenntnis zur abstrakten Reduktion: Als Betrachter ahnt man den Zeltzugang mehr, als dass man ihn sieht. Man spürt das Spielerische in dieser Zeichnung. Vor allem aber ködert sie die Betrachterin mit dem Verborgenen – man möchte den angedeuteten Vorhang gerne beiseiteschieben, um ins Innere zu gelangen.



Was wirklich gilt, ist das Versteckte: «Series I, No. 8» (1919) von Georgia O'Keeffe.

Das spielerisch Versteckte durchzieht auch die berühmten Blumengemälde. Zwar gehört es zum genderorientierten Neo-Puritanismus unserer Tage, die Erotik dieser Blüten zu übersehen. Doch offenkundig lockt und verweigert sich die Künstlerin auch mit diesen Werken: Schaut her, was ich zu zeigen habe. Aber wehe

Schaut her, was ich zu zeigen habe. Aber wehe dem, der dabei Unschickliches denkt.

dem, der dabei Unschickliches denkt. Diese Ambivalenz zeugt von Witz und Verletzlichkeit gleichermaßen. Man fragt sich, wie es im Inneren dieser Frau ausgesehen haben muss. Etwa beim Betrachten der dunklen Bilder des Lake George im Bundesstaat New York, wo sich Stieglitz zu Hause fühlte, sie jedoch kaum wirklich angekommen war. Diese Stimmungen wie etwa die «Sturmwolke» (1923) zeugen von einer fast schmerzhaften Innensicht, die im Gegensatz zur farblichen Intensität der Blumenbilder steht.

In eine dritte Kategorie fallen die späteren lichtintensiven Werke. O'Keeffe suchte das Leben einer Einsiedlerin in der nördlichen Steppe von New Mexico. Dort sog sie die Strukturen der Landschaft in sich auf und reduzierte sie: «Die Abstraktion ist oft die präziseste Form für das nicht Fassbare in mir selbst», hat sie dazu geschrieben. Die Gemälde vermitteln den Eindruck, die Künstlerin sei mit ihrer Umgebung eins geworden. Die Hügel erinnern an menschliche Körper. Andere Werke jener Zeit, wie die geschlossene Tür zum Anwesen, lassen sich gedanklich in die Reihe der frühen Aquarelle und der Blumenbilder reihen: Das Verschlussene lockt mehr als die Offenbarung. Die radikale Abstraktion «My Last Door» (1952–1954) steht dafür beispielgebend.

Der Gang durch diese Retrospektive beschert dem Besucher ein Wechselspiel der Gefühle. Man fühlt sich immer wieder in die Welt der Georgia O'Keeffe aufgenommen, glaubt, sie zu verstehen. Aber eben nur scheinbar, denn immer steht man vor ihren verschlossenen Türen, die das Verheissungsvolle verbergen.

Serie

Es braucht «bad girls»

Tom Kummer

Ozark (USA 2017–2022)

Von: Bill Dubuque und Mark Williams.

Mit Jason Bateman, Laura Linney, Julia Garner, Sofía Hublitz. 4. Staffel. Auf Netflix.

Wenn Daddy schmutzige Geschäfte macht, beginnen oft die fesselndsten Geschichten – das war schon bei Shakespeare so. Gerne machen sich Helden solcher Geschichten etwas vor: dass sie sich nur zum Geldwäscher, Meth-Papst oder Fälscher aufschwangen, um ihre Familie, ihre Kinder zu beschützen. Dass sie nur Opfer von Umständen sind. Ich weiss, wovon ich spreche. Natürlich lügen wir uns alle in die eigene Tasche: Der Weg ist selbst gewählt.

Femme fatale der Gegenwart

Was nicht uninteressant ist für den Rest der Welt. Kulturphänomene entstehen, in denen Erschrecken und Lachen wunderbar nah beieinanderliegen. Das ist notwendiger denn je, in einer Gegenwart, in der Tugendwächterinnen eine moralisch saubere Kultur fordern. Die vierte Staffel von «Ozark» fordert etwas anderes. Die Seenlandschaft in Missouri ist zwar immer noch strahlend blau und glatt, aber unter der Oberfläche tobt weiter ein brutaler Sturm: Auf einer Farm wird Heroin hergestellt, das FBI ermittelt wegen Geldwäsche, und der Betreiber eines Casino-Boots verbrennt ab und zu Leichen in einem Krematorium, das ebenfalls zu seinem kleinen, ländlichen Imperium gehört.

Jetzt geht die Geschichte der Familie Byrde in die letzte Runde. Hinter der bürgerlichen Fassade wartet der Abgrund. Aber Marty Byrde, seine Frau Wendy und die beiden Kids schaffen es immer wieder, ihre Köpfe aus der Schlinge des Drogenkartells zu ziehen. Und Mom und Dad werden nie müde, zu behaupten: Es geht nur um den Schutz der Familie. Und damit beginnt der Spass: wie die Kinder ihre Werte lernfreudig den sinkenden ethischen Standards der Eltern anpassen! Eine Lektion für uns Netflix-Eltern auf der Fernsehcouch? Ja. Mehr denn je braucht es nämlich *bad girls* und *bad boys*, um die bestehende soziale Ordnung, die Autoritäten, Hierarchien, überhaupt unsere Wirklichkeit in Frage zu stellen. Natürlich ist Morden nicht immer eine lustige Angelegenheit. Auf der Fernsehcouch zweifelt man kurzzeitig am eigenen Verstand – so viel

Spass macht das. Um dann festzustellen, dass es dem kichernden Sohn genauso geht. Das ist die Macht von Geschichten, in denen explosive Gewaltausbrüche und Slapstick ein effizientes Paar bilden. Das ist der geniale Trick, die Gewaltverherrlichung zu umgehen. Das reine Böse ist bei Netflix immer auch ein wenig lächerlich.

Von dieser Kunst erzählten übrigens schon die Meister meiner Generation, Regisseure wie Martin Scorsese, die Gebrüder Coen oder Quentin Tarantino. Und wie Geldgeilheit, Machtgier und Mordlust sich unter einer biederen Fassade Bahn brechen, das hat ja schon Alfred Hitchcock im Tugendterror-Jahrzehnt der 1950er Jahre vorgeführt und dabei die Art, wie wir Filme schauen, verändert.

Mit der Repeat-Taste der Fernbedienung lässt sich zu Hause mit den Kids «Film studieren». Wie definiert sich eine perfekte Netflix-Serie?, heisst es in den unzähligen User-Groups. Auffallend

Hinter der bürgerlichen Fassade wartet noch immer der Abgrund.

viele «Kritikerinnen» sind dabei. Denn die kommen bei «Ozark» auf ihre Kosten. Die grosse Entdeckung Julia Garner zeigt als Ruth Langmore Verletzlichkeit und knallharte Entschlossenheit und setzt dem *white trash* Amerikas ein Denkmal. Laura Linney als Wendy Byrde schenkt uns eine Femme fatale der Gegenwart – Mutter und Biest, smart und berechnend. Als skrupellose Ehefrau des Geldwäschers lässt sie sich von einer Gier berauschen, die sogar jene ihres Manns, des entfesselten Börsenspekulanten, übertrumpft.

«Ozark» stellt zwar Kapitalismus (und Feminismus) nicht als solche in Frage – zeigt aber höchst unterhaltsam und mit ätzen-dem Sarkasmus, dass beides zusammen postfeministische Monster kreiern. Marty Byrdes Ehefrau Wendy rückt das Bild der Ehefrau auf Abwegen radikal zurecht: «Du denkst, ich bin in Gefahr? *Get real!* Ich bin die Gefahr.»



Verletzlich und entschlossen: Schauspielerin Julia Garner.

Jazz

Afrika als Chiffre

Peter Rüedi

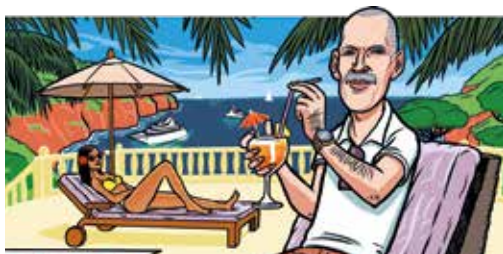
Omri Ziegele Where's Africa (Yves Theiler, Dario Sisera): That Hat. Intakt CD 375

Das Trio Where's Africa von Omri Ziegele hat eine längere Geschichte. 2009 erschien bei Intakt, dem Haus-Label des Altsaxofonisten, Flötisten, Bandleaders, Komponisten und ebenso vielseitigen wie unermüdlichen Animators der Zürcher Jazzszene, ein Album mit dem Titel «Can Walk on Sand». Seine Besetzung erklärte den Namen der Band. Für die Pianistin Irène Schweizer war die Kunst des 1962 in die Schweiz emigrierten südafrikanischen Pianisten Dollar Brand (später Abdullah Ibrahim) ein prägender Eindruck ihrer frühen Jahre.

Ziegele, achtzehn Jahre jünger als Schweizer, begeisterte sich eine Generation später für die Musik der südafrikanischen Exilanten, neben der von Brand die der Gruppe Brotherhood of Breath um den Briten Chris McGregor, deren Altsaxofonist Dudu Pukwana in seinem Spiel bis heute als Einfluss auszumachen ist. Makaya Ntshoko aber, der Dritte jenes frühen Where's Africa, war schon in Afrika Brands Partner. Diese Kolumne feierte Ziegeles Album damals als ein emotional hochgeladenes «Meisterwerk». Inzwischen hat Intakt nicht weniger als elf weitere Alben von ihm veröffentlicht, mit verschiedenen Gruppen, von der grösseren Formation Billiger Bauer bis zu kleineren Gruppen wie eben Where's Africa. Deren Besetzung hat allerdings gewechselt.

Die jüngste CD, «That Hat», ist bereits die zweite mit Yves Theiler am E-Piano und Dario Sisera am Schlagzeug, der Zusammenhang mit Afrika damit weniger biografisch verankert, allerdings immer noch evident: in der explosiven Spielfreude, dem ebenso lockeren wie intelligenten, witzigen Umgang mit den durchwegs zugänglichen Kompositionen (fünf Originale von Ziegele, zwei von Theiler plus ein «karpatischer Folksong», ein mystisch-hypnotischer *talk with the spirits* mit Ziegele auf der Flöte Nai). Hier werde «der Sehnsuchtsort Afrika» beschworen, «den es vielleicht nur in der Musik gibt» (Manfred Papst in seinen klugen *liner notes*). Afrika als Chiffre. Gelegentlich auch auf dem Umweg über karibische Anspielungen («Sunflowerpower»). Enormer Drive, auch dank Theiler, der mit der linken Hand die Rolle des *walking bass* souverän mit übernimmt. Eindringlich der *expressive cry* von Omris Alto, in dem ausser einem Echo von Pukwana viel Jackie McLean mitschwingt, dessen herzausreissende *dirty intonation* manchmal inklusive.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Pierin who?

Mark van Huisseling

Als Ihr Kolumnist diese Spalte lieferte, war die erste Halbzeit beim «wohl wichtigsten Schweizer Wirtschaftsprozess der letzten Jahrzehnte» (*Neue Zürcher Zeitung*) vorbei. Was man zu diesem Zeitpunkt aber bereits mit Sicherheit sagen konnte: Zwei Gebiete, um die es bei den Vorwürfen gegen Pierin Vincenz, einen der beiden Hauptangeklagten, dem Betrug und Bereicherung über Spesen vorgeworfen wird, eher am Rand ging, verdienen eine genauere Aufarbeitung, finde ich. Und noch eine gute Nachricht: Die Verhandlung in Zürich geht weiter (seit gestern mit dem Verteidigungsplädoyer für den zweiten Hauptangeklagten, Vincenz' Geschäftspartner Beat Stocker; Stand Ende Januar).

So viele Medienerwähnungen von «Cabarets», die Vincenz mit Geschäftsfreunden besuchte – *courtesy* Raiffeisenbanken-Kasse –, wie in den Monaten vor dem Prozess gab's wahrscheinlich noch nie. Das Businessmodell der auch als Strip(tease)lokal bekannten Betriebe war in den vergangenen Jahren als ein wenig ermüdet betrachtet worden. Was mit Gesetzesänderungen zusammenhängt, in deren Folge Bordelle legal betrieben werden können. «Wer geht da noch hin?», fragte man.

Interessant auch die Antwort auf die Anschlussfrage: «Und weshalb genau?» An dieser Stelle ein Haftungsausschluss, MvH ist kein Rotlicht-Experte (Vorsicht, Journalistenbescheidenheit). Aber er hat auf Recherche herausgefunden, dass es einen Männertypus gibt, der es umgekehrt handhabt als die Rapper in ihren Reimen – also kein «Ich zahle nicht für Sex, sondern dafür, dass ich nicht quatschen muss». Vincenz zahlte, Pardon, liess seine

Arbeitgeberin dafür zahlen, so sieht's aus, dass er quatschen durfte beziehungsweise jemand zuhören musste. Oder wie mein Kollege Alex Baur den Betreiber eines Stripklubs in dieser Zeitschrift wiedergab: «Viele [Topmanager] wollen gar nicht Sex, sondern sich unterhalten mit hübschen jungen Frauen, die ihnen nicht widersprechen, Anerkennung geniessen.»

Widerreden musste sich Vincenz wahrscheinlich keine anhören im «King's Club» oder «Red Lips» (Letzterer der Zürcher *Füdlischuppen*, «wo man alles haben kann», wie mir ein Kenner sagte). Anerkennung aber dürfte eine andere Geschichte sein. Die meisten der «hübschen jungen Frauen» – sie lassen sich grob in zwei Gruppen unterteilen: rumänische Alleinerziehende mit kleinen Kindern respektive Alleinverdienende mit «Rockmusiker»- oder so Boyfriends – dürften keine Ahnung gehabt haben, wer der *big spender* war; im Idealfall war die eine oder andere gebrieft worden («grosse Banker-Schatzeli, Pierin»).

Was zum zweiten *underreported fact* – sowie vermutlichen Hintergrund seiner üblen Lage – überführt: Vincenz war in Zürichs sogenannter feiner Gesellschaft ein Niemand. Hier ein weiterer Haftungsausschluss, MvH ist ein Status-Experte (Vorsicht, Journalistenüberheblichkeit). Ich hatte von 2007 bis 2013 eine Society-Kolumne, für die ich wöchentlich versuchte, am glanzvollsten Anlass der Schweiz oder im Ausland teilzunehmen (was gelegentlich sogar gelang, denke ich). Einen Pierin Vincenz habe ich dabei nie getroffen, der Mann von

Der Mann von einer Bank aus St. Gallen war eine nonentity, als Gast wie Gastgeber.

einer Bank aus St. Gallen war eine *nonentity*, als Gast wie Gastgeber, und diese sechs Jahre fielen in die Mittagszeit seiner Ausstrahlung als Raiffeisen-CEO.

Andere Bankangestellte, nebenbei, waren oft (bis fast zu oft) an den Cüpli-Anlässen anwesend, Marco Illy beispielsweise, damals Credit-Suisse-Investmentbank-Chef. Oder der zum CS-Präsidenten aufgestiegene Glamour-Anwalt Urs Rohner, natürlich. Selbst Barend Fruithof, früher bei Raiffeisen, später CS und Julius Bär, war öfter eingeladen (er soll möglicherweise mit der Bankgeheimnisverletzung

zu tun haben, die zum Prozess gegen Vincenz führte).

Immerhin im Ringier-Verlag brachte es Vincenz zum Star. Mit Hilfe von Marc Walder, Ringier-Mitbesitzer und -CEO, durfte er über die Zeitungen und Websites der *Blick*-Gruppe plus der *Schweizer Illustrierten* Hunderttausenden von «Mugglis» – so hiessen in den Redaktionen die Leser, bevor man politisch korrekt und woke wurde – erzählen, dass er ein Banker-*Stiebesiech* sei.

Mittlerweile, das muss man Pierin Vincenz geben, ist sein Name in der ganzen Deutschschweiz bekannt, inklusive in Zürich.



UNTEN DURCH

Wann kommt denn endlich der Herr Doktor?

Linus Reichlin

Letzte Woche musste ich notfallmässig zum Augenarzt, weil ich plötzlich alles doppelt sah. Man schickte mich gleich in die zwei Behandlungsräume. Aber der Doktor war noch nicht da, nur zwei absolut identische, super junge Arzthelferinnen, die an den komplizierten ornithologischen oder okularischen Apparaturen herumfummelten. Ich dachte: «Mein Gott, sind die überhaupt schon achtzehn, oder ist das hier Kinderarbeit?» Die beiden sagten, ich solle mich schon mal auf den Behandlungsstuhl setzen, es gehe gleich los. Die ganze Zeit über fummelten sie an den empfindlichen Apparaten herum, und ich dachte: «Hoffentlich machen die nichts kaputt! Mit diesen Geräten werde ich doch später untersucht!» Ich überlegte mir, ob ich zu ihnen sagen sollte: «Es geht mich ja nichts an, aber weiss der Herr Doktor, dass Sie hier an seinem Gerät rummachen?» Aber ich hielt dann doch den Mund, denn heutzutage muss man höllisch aufpassen. Nach zehn Minuten bekam ich Angst, dass sich

meine Netzhaut spontan ablösen könnte. Ich sagte: «Wann kommt denn endlich der Herr Doktor?» Die beiden drehten sich zu mir um und sagten: «Nur eine Minute noch.» Ich sagte: «Aber ich bin Privatpatient!» Jetzt fragten die beiden mich, was ich denn für Beschwerden habe, und als ich sagte, dass ich das nicht doppelt möchte erzählen müssen, ihnen und dem Doktor, behaupteten sie, sie seien die Ärztin.

Das haute mich um. Ich sagte: «Seid ihr ... ich meine, sind Sie sicher?» Sie sagten, sie seien ganz sicher. Ich dachte: «Mein Gott, in welcher Welt lebe ich nur! Als Nächstes bedient mich in der Apotheke ein Pony!» Aber weil ich irgendwie das Gefühl hatte, dass meine Netzhaut schon in meinen Tränensack gerutscht war, sagte ich: «Na gut, dann untersuchen Sie mich halt, in Gottes Namen.» Sie lachten und sagten, ich solle versuchen, mich zu entspannen. Sie zeigten mir winzige Buchstaben, und ich sagte: «Ich sehe zwei M, zwei N, zwei C ...» Und zwei Kinderärztinnen, im wahrsten Sinn des Wortes. Aber das sagte ich nicht. Ich dachte: «Umgekehrt sehe ich für die beiden sicher aus wie ein uralter Penner, der noch einmal aus dem Grab gekrochen ist, um einen Sehtest zu machen.»

Ich versuchte mich zu erinnern, ob es in meiner Jugend schon Sehtests gegeben hatte. Es gab doch schon Atombomben, warum also nicht auch Sehtests. Ich erinnerte mich, dass es auf jeden Fall schon Telefone gab. Vor meinem inneren Auge – die beiden äusseren waren ja kaputt – entstand das Bild einer Drehscheibe, in deren kreisförmig angeordnete Löcher man damals zum Wählen einer Nummer einen Kugelschreiber steckte, vor allem, wenn die Finger wegen des vielen ungesättigten Fetts, das man damals ass, zu dick geworden waren. Man musste für jede einzelne Ziffer einer Telefonnummer die Drehscheibe einmal drehen. Das System nannte sich «Bakelit», und einer, der telefonierte, wurde «Bakelitist» genannt.

«Oder verwechsle ich da etwas?», dachte ich laut, und die Kinderärztinnen sagten: «Nein, Sie erkennen die Buchstaben korrekt, Sie sehen sie nur häufiger als nötig.» Sie fragten mich, wann ich zuletzt Alkohol getrunken hätte. Ich sagte: «Na, vorhin!» Jetzt wurde mir auch klar, warum ich in letzter Zeit so viel gesoffen hatte, nämlich weil ich immer häufiger vergesse, dass ich schon eine Flasche getrunken habe. Der nächste Schritt ist dann wohl, dass

man vergisst, dass man Alkoholiker ist – und schon ist man wieder trocken. Vor meinem gesunden inneren Auge entstand das Bild eines 78-jährigen Serienmörders, der eines Tages in seinem Hobbykeller einen gefesselten und geknebelten Mann vorfindet und denkt: «Mein Gott, wie kommt denn der arme Kerl hierher! Zum Glück habe ich ein Skalpell bei mir, damit kann ich seine Fesseln durchschneiden.» Das Alter hat also auch angenehme Seiten!



FAST VERLIEBT Narzisstisch – oder «needy»?

Claudia Schumacher

Vielleicht erinnern Sie sich an meine verrückteste Freundin: Sie hiess in der Kolumne Anna, sie hat sich letztes Jahr einen Mann geangelt, und zwar beim Angeln. Eine kühne Paarung: wilde, grossstädtische Sie mit allerhand Neurosen, Hobbys, unsteter Haarfarbe und changierenden Versionen ihrer selbst. Er: schweigsam, ruhebedürftig, naturverbunden. Ein wahrhafter Angler.

«Er ist total narzisstisch», sagt sie jetzt beleidigt und zieht hastig an ihrer Zigarette. Sie schüttelt den Kopf, regt sich auf: Er mauere. Er höre ihr gar nicht zu! «Manchmal frage ich mich, ob er sich überhaupt für irgendetwas auf der Welt interessiert ausser für sich selbst.» Da horche ich auf.

Nicht, weil ihr Neuer das eine Mal, als ich ihn getroffen habe, gar nicht wirkte wie jemand, der sich kein bisschen für die Welt interessiert: Man konnte mit ihm ebenso gut über den letzten Roman von Christian Kracht reden wie über Joe Bidens erstes Amtsjahr. Annas Vorwurf lässt mich aufmerken, weil es derselbe ist, den sie nach einigen Monaten all ihren Männern macht.

Es könnte natürlich sein, dass sie recht hat. Vielleicht hat sie ein treffsicheres Händchen für Narzissten. Aber ihre Freunde waren sehr unterschiedlich. Da war dieser grossspurige und etwas zu offensichtlich gebotoxte Anwalt mit dem fliehenden, aufwändig geföhnten Haar – gut, der war womöglich tatsächlich Narzisst. Aber da war auch dieser zurückhaltende Lektor eines kleinen Verlags, der gar nicht ichbezogen wirkte, sondern unsicher. Selbst dieser zarte Mann bekam von ihr die Standarddiagnose gestellt: Narzisst, klarer Fall.

Für das Ausmass an Zuwendung, an ständiger Bespiegelung, das sie einfordert, gibt es im Englischen ein gutes Wort: *needy*. Das heisst so viel wie bedürftig. Anna ist sehr *needy*, und irgendwas ist immer: Haare verschnitten, ein Kilo zugenommen, ihr Chef war frech, die Mutter hat etwas Verletzendes gesagt. Wer nicht sofort einstimmt in ihren Aufschrei, steht schnell auf der Seite der Verräter – oder wie Anna es nennt: der Narzissten. Könnte es also sein, dass ihr reflexartiger Vorwurf mehr mit ihr zu tun hat als mit den Männern? «Du brauchst schon viel Aufmerksamkeit», sage ich, «womöglich ist dein Angler einfach etwas überfordert?» Ich erinnere sie daran, wie sie mich einmal werktags um halb zehn Uhr abends anrief, als sie gerade «Krieg und Frieden» fertiggelesen hatte. Sie wollte es mit mir diskutieren, obwohl ich es nicht gelesen hatte, und es dauerte eine halbe Stunde, bis ich sie abmoderieren konnte.

Anna scheint mein Beispiel für ihre eigene Ichbezogenheit nicht ganz verstehen zu wollen. «Wie kann es auch bitte sein, dass du «Krieg und Frieden» nicht gelesen hast?», fragt sie – wenigstens glaube ich, dabei ein leicht selbstironisches Lächeln in ihren Mundwinkeln zu erkennen.





FRAUEN

Madonna

Was Performerinnen und Performer antreibt, lässt sich in einem Satz zusammenfassen: «Schaut mich an!» Doch da niemand als aufmerksamkeitsgeil verschrien sein möchte, beklagen sich viele darüber, wie schwer sie es als Berühmtheiten hätten. Als ich letzte Woche auf Instagram Fotos von Madonna, 63, sah, die mit Netzstrümpfen, einer Chauffeursmütze und nicht viel mehr bekleidet auf einem Auto herumkrazelte, verspürte ich eine Mischung von Peinlichkeit und Bewunderung. Noch stärker aber war das Gefühl von Erleichterung: Endlich mal eine Berühmtheit, die keinen Hehl daraus macht, dass sie unendlich viel Aufmerksamkeit von Fremden braucht.

Der Rapper Nelly tweetete: «Manche Dinge sollte man zugedeckt lassen.» Viele der 17,5 Millionen Madonna-Follower schlugen zurück: «Hättest du das auch zu einem Mann gesagt?» Gern wird in diesem Zusammenhang auf Mick Jagger, 78, verwiesen, der noch vor drei Jahren auf einer Rolling-Stones-Tournee zeigte, was er hat. Doch auf einer Bühne zu zeigen, was man hat, ist etwas anderes, als auf Instagram seinen Po zu präsentieren.

Trotz unendlich vielen Stunden im Fitnessstudio ist Madonna fast im Pensionsalter. Letztes Jahr schrieb sie, sie dürfe nur auf Tournee, «wenn ich so lange wie möglich ausruhe, damit ich meinem Körper nicht zusätzliche und irreversible Schäden zufüge». Wir wissen, wie sehr sie mit fünf Jahren geprägt wurde durch den Tod ihrer Mutter. «Ich sagte mir: «Okay, wenn ich keine Mutter habe, die mich liebt, dann Sorge ich dafür, dass mich die Welt liebt.» Berühmt wurde sie als *material girl*, aber sie ist eher ein *lost girl*, dem die Mutter fehlt, die sagen würde: «Zieh bitte was an, Kind!» In diesem Zeitalter der Pseudobescheidenheit hat Madonnas Weigerung, Ruhe zu geben, auch etwas Liebenswertes. *Julie Burchill*

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Zwischen Himmel und Hölle

Eine 85 Millionen Dollar teure Villa soll die kalifornische Nacht der langen Messer vergessen machen.



Mörderisches Land: «Villa Bella» in Beverly Hills.

Am Cielo Drive fand das Hippie-Märchen sein jähes Ende. Hier tauchten in der heissen Nacht vom 8. auf den 9. August 1969 ein paar Verwirrte auf, drangen ins Haus Nr. 10050 ein und erstachen fünf Personen. Darunter Sharon Tate, Schauspielerin und Frau des Hollywood-Regisseurs Roman Polanski. Die Mörder gehörten zur Gefolgschaft von Outlaw-Guru Charles Manson, der ihnen geflüstert haben soll, die Untat zu begehen. Spätestens dann erkannte man im Hippie-Eldorado Kalifornien, dass Flower-Power auch böse sein kann.

Die Liegenschaft, die sich in Beverly Hills befand, gehörte dem Musik- und Filmagenten Rudolph Altobelli. Er vermietete sie Mitte der sechziger Jahre an Terry Melcher, den Sohn von Doris Day, selber erfolgreicher Musikproduzent. Man geht davon aus, dass Manson glaubte, Melcher, der Anfang 1969 auszog, wohne noch immer dort, und er sich an ihm rächen wollte. Zuvor hatte Melcher den Mächtigen-Rockstar Manson abblitzen lassen. Nach den Morden zog Altobelli selber ins Haus ein. Er verkaufte es Ende der achtziger Jahre dem Investor John Prell. Zuletzt wohnte Trent Reznor, Frontmann der Industrial-Rockband Nine Inch Nails, darin. Er

zog mit der Begründung aus, «das Haus sei für ihn mit zu viel Historie beladen». Die Eingangstüre nahm er trotzdem mit.

Ein neuer Besitzer, der Immobilienentwickler Alvin Weintraub, liess das Gebäude 1994 abreißen und erstellte auf dem Areal die «Villa Bella». Er setzte alles daran, die mörderische Nacht vergessen zu machen. «Wir gaben uns die grösste Mühe, alles loszuwerden. [...] Es gibt nun nicht mal mehr einen Grashalm, der im Zusammenhang mit Sharon Tate stehen könnte», sagte Weintraub 1998. Die vorbelastete Adresse änderte er von 10050 in 10066 Cielo Drive um.

Rutschbahn, Pool, Wasserfälle

Später kaufte «Full House»-Schöpfer Jeff Franklin das Anwesen für 6,375 Millionen Dollar. Jetzt will er 85 Millionen für die Villa auf dem Land der Tate-Morde. Franklin liess es prunkvoll aus- und umbauen. Der neue Besitzer wird unter anderem in den Genuss von neun Schlaf- und achtzehn Badezimmern, einem Kino, einer Garage für sechzehn Autos, einem fast siebzig Meter langen Pool mit Rutschbahn und zwei Wasserfällen kommen.

Rita Fuhrer

Als Regierungsrätin war sie eine der prägenden Figuren der Zürcher Politik. Heute engagiert sie sich für ein historisches Erbe, leitet die Klinik Balgrist und ist stolze fünffache Grossmutter.

Weltwoche: Frau Fuhrer, welche Erinnerungen verbinden Sie mit dem 6. Dezember 2000?

Fuhrer: Sie sprechen von den Bundesratsersatzwahlen nach dem Rücktritt von Adolf Ogi. Ich habe echt gute Erinnerungen. Das war ein ausserordentliches Erlebnis, und ich empfand grosse Freude. Ich wollte Bundesrätin werden und habe alles dafür getan. Obwohl es nicht gelang, war ich keinen Moment verbittert. An der diesjährigen Albigütli-Tagung der SVP kam eine Frau auf mich zu und erinnerte mich daran, wie meine Unterstützerinnen und Unterstützer damals nach der Wahl auf dem Bundesplatz auf mich warteten und mir zujubelten, obwohl Samuel Schmid gewählt worden war.

Weltwoche: Welche Note geben Sie dem heutigen Bundesrat für die Arbeit der vergangenen zwei Jahre?

Fuhrer: Gesamthaft gesehen, hat er es in einer sehr schwierigen Zeit als Bundesrat nicht schlecht gemacht. Man musste Entscheidungen

fallen, deren Konsequenzen man nicht voraussehen konnte. Gelegentlich wünschte ich mir, er hätte etwas klarer entschieden und vor allem besser und ehrlicher kommuniziert. Die Bevölkerung ist nicht dumm. Man darf auch einmal zugeben, dass man etwas nicht oder noch nicht weiss. Die Politik musste einen gangbaren Weg finden zwischen den sehr unterschiedlichen Prognosen der Wissenschaftler. Aber zunächst zu behaupten, die Masken nützten nichts oder bestimmte Personengruppen sollten sich nicht impfen lassen, um dann wenig später das Gegenteil zu sagen, war nicht ideal. Letztlich ist das Resultat aber besser als in anderen Ländern. So gesehen, hat der Bundesrat gut gearbeitet.

Weltwoche: Nun engagieren Sie sich als Stiftungsratspräsidentin im Heimatwerk in Bauma. Wie kamen Sie zu dieser Aufgabe?

Fuhrer: (*Lacht*) Das ist meine Leidenschaft. In der Region fand man, dass ich als abtretendes Regierungsmitglied mit einem guten Bezug zu

den Landfrauen die geeignete Person sei für das Präsidium der Genossenschaft und Stiftung. Ich schaute mir das Heimatwerk an und war sofort der festen Überzeugung, dass man dieses wunderschöne Projekt auf keinen Fall sterben lassen darf.

Weltwoche: Vor einigen Jahren erlitten Sie mehrere gesundheitliche Rückschläge: einen schweren Velounfall und eine Krebserkrankung. Wie geht es Ihnen heute?

Fuhrer: Sehr gut! Ich wurde zwar vor einem Jahr wieder operiert: am Fuss und am Rücken. Ich hatte immer Probleme mit dem Rücken und musste so alt werden, um zu erfahren, dass er auch ohne Schmerzen funktionieren kann. (*Lacht*) Der Krebs ist geheilt. Ich berühre Holz. Es geht mir wirklich sehr, sehr gut.

Weltwoche: Die Operationen fanden im Balgrist statt, wo Sie auch als Präsidentin engagiert sind. Was bedeutet Ihnen dieses Mandat?

Fuhrer: Das bedeutet mir sehr viel. Die Universitätsklinik Balgrist ist eine orthopädische Klinik, die hochspezialisierte medizinische Versorgung anbietet und in der Forschung weltweit anerkannt und respektiert ist. Die Begleitung des Balgrist als Präsidentin ist eine faszinierende und hochspannende Arbeit. Ich bin fasziniert von der Arbeitskraft und Innovation der Ärzte und Forscher und der Qualität der Pflege und versuche, sie zusammen mit dem Vorstand zu unterstützen. Das Gesundheitswesen grundsätzlich fasziniert mich seit je, und eigentlich hätte ich mich auch in der Politik damit befassen wollen.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Fuhrer: Wir haben fünf Enkel. Und ich wünsche mir, dass sie alle einmal sagen können, dass sie ein gutes Leben hatten. Ich bin ein Familienmensch und eine Optimistin. Aber manchmal mache ich mir Sorgen um die Zukunft der Kinder. Ich bin in einer Zeit ohne diese grosse, globale Vernetzung und die beherrschende Technologie aufgewachsen. Das machte vieles überschaubarer und einfacher. Und deshalb wünsche ich mir nichts mehr als Glück, Gesundheit und Zufriedenheit für meine Nächsten – und für alle Menschen.

Thomas Renggli



«Keinen Moment verbittert»:
Politikerin Fuhrer 1995 und heute.

Die Ostschweizerin Rita Fuhrer war von 1995 bis 2010 Regierungsrätin im Kanton Zürich. 2000 galt sie bei den Bundesratswahlen als Favoritin für die Nachfolge von Adolf Ogi und wurde von der SVP-Fraktion vorgeschlagen. Das Parlament entschied sich jedoch für Samuel Schmid.



Pizza mit Markenzeichen

Pizzeria Napulé, Alte Landstrasse 94,
8702 Zollikon, 044 391 26 27

Das grosse «N» inmitten eines Blätterkranzes assoziiert man gemeinhin mit Napoleon I., dem Kaiser der Franzosen, der einst ganz Europa unter seine Macht bringen wollte. In der Region des Zürichsees indessen ist es das Markenzeichen der Pizzerien von «Napulé» geworden. Man glaubt, die so geschmückten Fahrzeuge seien dauernd und überall unterwegs und das Filialnetz wachse ohne Unterbruch. Aber fangen wir von vorne an: Raffaele Tromiro, geboren in – wo denn sonst? – Neapel, wurde dreimal Pizzaweltmeister und mit über 300 Auszeichnungen prämiert. Also ein Pizzaiolo, wie er im Buche steht. Nahe beim Bahnhof in Meilen hat er 2015 eine Pizzeria eröffnet, die Geschäfte liefen gut und immer besser, und



nun schiessen seine Pizzerien und Take-aways wie Pilze aus dem Boden: Bis nach Netstal im Glarnerland reicht jetzt sein Pizzareich. In Zollikon hat er sich kürzlich im Dorfzentrum in der früheren «Wirtschaft zum Truben» eingerichtet. Zudem kurven seine Foodtrucks unübersehbar in der Gegend herum.

Neben dem Können seiner Pizzaioli führt er die Qualität auch auf seine hervorragenden Ingredienzen zurück, nicht zuletzt auf das mit der Mühle Meyerhans entwickelte Pizza-

mehl «Verace Napule». Der Teig muss mindestens 48 Stunden ruhen, damit er seine Kraft entwickeln kann. Und tatsächlich, die Pizzen, die hier aus dem Ofen kommen, sind prächtig anzusehen: runder, knuspriger Rand und eine farbenprächtige Belegung mit – bei der Margherita – den italienischen Farben Rot, Weiss, Grün. Auch der Boden ist, wenn die Pizza aus dem Ofen kommt, prächtig dunkelbraun geröstet.

Und entsprechend schmeckt die Pizza auch sehr gut. Mindestens die erste Hälfte. Dann aber beginnt auch dieser Prachtsteig langsam in der Feuchtigkeit der Zutaten zu erlahmen, und man muss immer kräftiger zubeissen. Unser Tipp: Bestellen Sie eine Pizza und teilen Sie sie am Tisch, dann bestellen Sie die nächste und so weiter. Immer wieder eine neue, frische, knusprige, direkt aus dem Holzofen. (Margherita: Fr. 23.50, inklusive kleiner Salat davor.)

WEIN/PETER RÜEDI

Quadratur des Kreises

Château Laroque: St-Emilion Grand Cru
classé 2016. 14%. Daniel Gazzar, Pully.
Fr. 31.77. www.daniel-vins.ch

Die Weine, die an dieser Stelle bislang im neuen Jahr empfohlen wurden, gehörten mit einer Ausnahme in eine Kategorie, die dem treusorgenden Hausvater das Budget doch eher selten erlaubt. Was mich betrifft, lebe ich insofern privilegiert, als ich mit grossem Verständnis meiner Restlebensgefährtin für gelegentliche Eskapaden rechnen darf. Dennoch: Wo die Grenzen verlaufen zwischen Weinen «für jeden Tag», solchen für gehobene Ansprüche und Ikonen für seltene Festivitäten, darüber sind die Meinungen durchaus auch mal geteilt. Wobei auch ich mich bei Etiketten, die mir sozusagen eine Achtungstellung abverlangen, eher zurückhalte.

Andererseits muss die Frage erlaubt sein, ab welchem Einkaufspreis die Grenze zur frivolen Unverhältnismässigkeit überschritten ist. Es gibt ja Weine, die sind einfach nur teuer. Aber es gibt eben auch



jene, die sind teuer, weil sie selten sind und sehr besonders, und da muss es, meine ich, durchaus erlaubt sein, den Genuss einer Ausnahmeflasche mit, sagen wir, einem Opernbesuch mit anschliessendem Nachtessen zu vergleichen. Bei solcher Güterabwägung sind dann bald einmal zwei sogenannte Spitzenweine drin.

Lassen wir das, entkorken wir einen Saint-Emilion, der sowohl grossartig wie günstig ist und der so das sich nach wie vor zäh haltende Vorurteil widerlegt, gute Bordeaux seien für den normalen Weinfreund unerschwinglich. Château Laroque, 1986 in den Stand eines «Grand Cru classé» erhoben, ist ein fast reiner Merlot (Cabernet Franc und Cabernet Sauvignon machen zusammen ganze 5 Prozent aus). Seit 1935 im

Besitz der Familie Beaumartin, leitet seit 2015 der renommierte Önologe David Suire den grossen Betrieb (61 ha!), und seither nähert sich der Wein sukzessive dem architektonischen Format des Guts an: Im Gegensatz zu vielen «Châteaux» in Bordeaux ist Laroque ein veritables Schloss, eine imposante Sehenswürdigkeit im Stil von Louis XIV.

Dessen Berühmtheit haben die Weine noch nicht erreicht, aber das Potenzial dazu haben sie. Die Version aus dem erfreulichen Jahr 2016 verdient jedenfalls das Prädikat «Grand Cru» vollauf. Sie ist ein wunderbar balancierter markanter Charakter: viel rote und dunkle Frucht, Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren, auch florale Düfte in der Nase (Veilchen) und im Unterzug Noten von Lakritz und Tabak; Gewürze, belebende Säure. Druckvoll am Gaumen, viel Rasse vom kalkigen Terroir, sauber und entschieden, aber mit feingewirkten Tanninen auch von bestechender Eleganz.

Souplesse mit Rückgrat, also so etwas wie die Quadratur des Kreises. Schon trinkfertig, gewinnt aber noch durch eine Stunde dekantieren. Ein grosser Merlot.

Der Gefährte

Der neue Fabia ist ein Signal: In Zukunft erhält die Welt mehr Skoda. Das ist eine gute Nachricht.



Gleich zu Beginn muss ich ein ganz wenig technisch werden, was aber für das Verständnis des grossen Ganzen unerlässlich ist. Bei den meisten Herstellern werden Autos auf Plattformen gebaut. Im Volkswagenkonzern heisst das «modularer Querbaukasten» (MQB), und dem Erfinder dieses Begriffs gebührt selbstverständlich schon längst ein Preis der Gesellschaft für deutsche Sprache, aber damit kämen wir hier vom Thema ab.

Das Konzept des modularen Querbaukastens also bietet den verschiedenen Marken die Möglichkeit, auf vergleichbarer technischer Basis unterschiedliche Modelle zu entwickeln. Der Vorteil für den Konzern: Die umfangreiche Skalierung, die durch diese Methode möglich wird, senkt die Kosten, der Kunde wiederum erhält durchs Band moderne Technik.

Damit sind wir bei unserem Auto der Woche: Der neue Skoda Fabia wird auf der Basis von MQB-A0 gebaut, und gleichzeitig hat Skoda im Konzern die Verantwortung für diese Plattform übernommen, auf der kompakte Einstiegsmodelle wie beispielsweise auch der VW Polo gebaut werden. Man könnte, kurz zusammengefasst, sagen, die Welt erhält in Zukunft mehr Skoda, und soweit sich das anhand des neuen Fabia beurteilen lässt, ist das eine gute Nachricht.

Es ist schwer zu sagen, woran es liegt, aber es gibt Autos, in die setzt man sich hinein, man fährt los und fühlt sich sofort wohl. Andere Modelle entwickeln ihren spezifischen Charme nur in grossen Kilometersprüngen, selten passiert es, dass der Funke der Sympathie einfach nicht zünden will. Auf den Fabia, der in mun-

terem «Phoenix Orange Metallic» in meiner Garage stand, freute ich mich bei jeder noch so kurzen anstehenden Fahrt aufs Neue.

Der nicht viel mehr als 1300 Kilogramm schwere Kompaktwagen ist trotz seines fast schon bescheiden wirkenden 3-Zylinder-Turbo-Benzinmotors ein erfreulich flotter Gefährte. Zur Wohlfühlatmosphäre trägt daneben vor allem der sorgfältig gestaltete Innenraum bei, bei dem noch nicht alle Funktionen in die Tiefen eines Bildschirmmenüs fortentwickelt wurden. Temperatureinstellungen der Klimaanlage etwa werden ganz intuitiv über einen Drehregler in der Mittelkonsole vorgenommen, es gibt eine manuelle Handbremse, und der traditionelle Wahlhebel für das 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe wirkt vertrauenserweckend robust.

Wenn es hingegen um Assistenz- und Unterhaltungssysteme geht, ist der Skoda Fabia auf der Höhe der Zeit. Allerdings zeigt sich hier auch ein MQB-Nachteil: Bei verschiedenen Modellen aus dem Volkswagenkonzern, die ich in letzter Zeit gefahren bin, muss das System nach dem Start irgendwelche Daten abrufen, was teilweise aufreizend lange dauert. Dies hat mich allerdings nie davon abgehalten, mit dem orangefarbenen Fabia fröhlich in die Welt hinauszufahren.

Skoda Fabia 1.0 TSI First Edition

Motor/Antrieb: Turbo-Benziner 3 Zylinder, Frontantrieb, 7-Gang DSG; Leistung: 110 PS/81 kW; Hubraum: 999 ccm; max. Drehmoment: 200 Nm/2000–3000 U/min; Verbrauch (WLTP): 6,1 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 9,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 205 km/h; Preis: Fr. 30 380.–



OBJEKT DER WOCHE Königin der Blumen

Infinity-Rosen

Ab Fr. 49.50 online erhältlich

«Knabe sprach: Ich breche dich, Röslein auf der Heiden! – Röslein sprach: Ich steche dich . . .» Bei Rosen liegen Freud und Leid besonders nah zusammen, das wusste natürlich auch Goethe. Zum Glück gibt es Floristen, die mit den Stacheln bestens umzugehen wissen. Gerade jetzt wieder, vor dem Valentinstag, wenn das Geschäft mit der Königin der Blumen floriert, sind Fachkräfte gefragt wie nie. In der Schweiz steigt der Rosenumsatz am 14. Februar um rund 50 Prozent. Die Mehrheit der Pflanzen stammt aus Kenia, aber auch Ecuador oder die Niederlande sind beliebte Lieferanten.

Die Rose – mythenumrankt, symbolbeladen und heissgeliebt: Es gibt keine andere Blume, welche die Menschen derart berührt. Je nach Auslegung gibt es zwischen 100 und 150 Arten, die Perser kultivieren ihre Rosengärten schon seit Jahrtausenden, die Rosen von Schiras fanden durch den persischen Dichter Hafis (1315–1390) Eingang in die Weltliteratur. Homer nennt in der «Ilias» (ca. 8. Jh.) rosenbekränzte Waffen und erzählt, wie Aphrodite den Leichnam Hektors mit Rosenöl salbt.

Im 21. Jahrhundert werden neben klassischen Rosensträssen auch *Infinity*-Rosen immer beliebter. Es handelt sich dabei um echte Blumen, deren Blätter durch eine Behandlung konserviert werden, aber wie frisch wirken. Sie sind bis drei Jahre lang haltbar – und die Verletzungsgefahr ist minim. Erhältlich sind sie in verschiedenen Farben, zum Beispiel bei rosenboerse.ch.

Benjamin Bögli



Preisverleihung: Jenny und Heinz E. Hunkeler, Direktionsehepaar «Kulm Hotel».



Überall unterwegs: Gemeindepräsident Christian Jott Jenny.



Engadiner Sonntagsstracht: einheimische Ehrendamen Serena und Sara Zanolari.



Grosses Interesse: Sabine Rindlisbacher, 20 Minuten-Chefredaktor Gaudenz Looser.



In bester Gesellschaft: Influencerin Eveline Lehmann.

BEI DEN LEUTEN

St. Moritzer Hochglanz

Die berühmten White-Turf-Pferderennen lockten Tausende Gäste ins Engadin.

André Häfliger

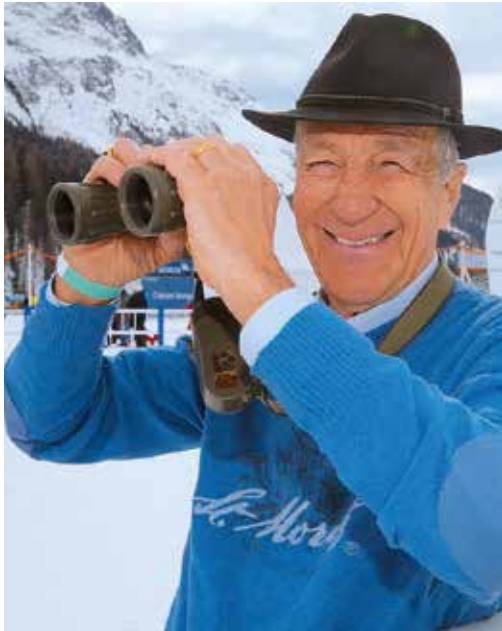
Wir sind im Festsaal der Alpen!» Besser als Verleger **Hubert Burda** kann man das schöne Engadin gar nicht beschreiben. Eines der grössten Feste wird seit 114 Jahren auf dem gefrorenen See von St. Moritz gefeiert. Es sind die packenden White-Turf-Pferderennen mit Tausenden von bestens gelaunten Gästen.

Einer darf natürlich nicht fehlen: **Hans Peter Danuser**, dreissig Jahre lang («ohne grössere Dachschäden») legendärer Kurdirektor in der noblen Feriendestination, der heute mit seiner Ehefrau **Amelie-Claire** am Comersee wohnt. «Wahnsinn! 5000 Einwohner hat St. Moritz, 12 000 kamen zum Poloturnier, 7000 am ersten Renntag», stellt er fest. Beim Polo habe eine Frau einen Schlag eines Sticks an den Kopf bekommen, habe aber tapfer weitergespielt und sogar noch drei Tore erzielt: «Echt cool!» Plötzlich hat es Danuser eilig: «Sorry, ich muss zum ORF-Interview mit **Frau Flaz**, bis später!» Flaz? «Jawohl, die Frau heisst so wie der Fluss in St. Moritz», sagt Danuser noch und lacht.

Im Hotel Kulm wird derweil gerade die grosse Cresta-Run-Trophäe mit fast dreissig Flaschen

Champagner gefüllt. Unternehmer und Kunstsammler **Urs E. Schwarzenbach** (Besitzer des «Dolder Grand», Zürich) und seine charmante Ehefrau **Francesca** sind im «Kulm» mit Freude dabei. «Das hier ist höchste Lebensqualität und Erholung pur», schwärmt Schwarzenbach. «Was wollen wir mehr?»

Begeisterung herrscht auch im White-Turf-Medien-Center der rund hundert anwesenden Medienschaaffenden. **Gaudenz Looser**, Chefredaktor von *20 Minuten*, ist mit seiner Gattin, der Journalistin **Sabine Rindlisbacher**, gekommen. **Thomas Karlen**, Head of Public Affairs bei Swisscom, ist mit Ehefrau **Slavia** und Sohn **Maurice** da. Während Titelsponsor Longines aussteigt, bleibt die Credit Suisse übrigens auch nach über dreissig Jahren dem White Turf treu. Und während Stadler-Rail-Chef **Peter Spuhler** ein herrliches Anwesen der deutschen Adelsfamilie **von Opel** erworben hat, hat Verleger **Jürg Marquard** seine Wohnungen verkauft, der dreissigjährige «Palace»-Pachtvertrag ist zudem abgelaufen. Es ist wie im richtigen Leben hoch oben in St. Moritz – ein Kommen und Gehen.



«Echt cool!»: Touristiker-Legende Hans Peter Danuser.



Mitten drin: Swisscom-Mann Thomas Karlen, Ehefrau Slavia, Sohn Maurice.



Aus dem Unterland: Karl Bieri, Gründer der «Auto Zürich Car Show», mit Gattin Doris.



«Was wollen wir mehr?»: Urs E. Schwarzenbach, Gattin Francesca.



Gäste: Unternehmer Urs Kunz, Melissa Draghici (l.), Besijana Krueziu.



Dynamisch: Bloggerin Beatrice Lessi mit dem fünfjährigen Rennpferd Arktis.



Edles St. Moritz: beim Überreichen der White-Turf-Trophäe.



Gefragt: «Palace»-Concierge Giuseppe Pesenti, Fahrer Giuseppe Pini.



Stimmungsmacher auf dem Eis: White Turf findet schon seit über hundert Jahren statt.

TV für die Social-Media-Ära



Sein PR-Coup bringt das Thema Suizid ins Gespräch: Stromae.

Das «Journal de 20 heures» des französischen Senders TF 1 ist die grösste Nachrichtensendung Europas. Sie wird durchschnittlich von 26 Prozent der Bevölkerung gesehen. Jüngst sorgte die Sendung für Furore, als der Sänger Stromae als Gast zum Interview eingeladen war. Auf die Frage der Moderatorin, ob die Musik ihm helfe, sich von Einsamkeit zu befreien, erklang im Off ein Piano. Und Stro-

mae sang. Im Sitzen, direkt in die Kamera. Er sang sein neues Lied «L'enfer» (die Hölle) über Suizidgedanken. Der Coup gelang, die Social Media vibrierten, selbst der Direktor der WHO dankte per Twitter dem Sänger dafür. Kritiker monierten, dass mit der Inszenierung endgültig die Mauer zwischen Nachrichten und Unterhaltung, zwischen journalistischer Information und interessengeleiteter PR eingerissen

wurde. Vielleicht ist dies denn der Grund für die Traumquote des Senders in Zeiten des totgesagten linearen Fernsehens, weil es ihm gelingt, die Gesellschaft für einen Augenblick diskutieren zu lassen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich habe folgendes Problem: Meistens ist mein Penis beim Sex nicht so hart wie bei der Selbstbefriedigung. Das nervt. Was soll ich tun? S. T., Riehen

Mit diesem Problem sind Sie nicht allein. Viele Männer gewöhnen sich bei der Selbstbefriedigung ein ganz bestimmtes Muster an, welches ihnen bei der Paarsexualität in die Quere kommt. Wieso, erkläre ich gleich.

Typischerweise hängen Männer für die Selbstbefriedigung auf einem Stuhl, dem Sofa oder im Bett und reiben dann mit relativ kräftiger Hand am Penis, bis sie – schnell und effizient – zum Orgasmus kommen. Sie wissen genau, wann und wo sie fester, feiner, langsamer oder schneller reiben müs-

sen. Für die Selbstbefriedigung ist das fantastisch und toll, und jetzt kommen wir zum Aber: Bei der Paarsexualität kann man selber viel weniger beeinflussen. Denn die Muskulatur einer Vagina kann man weder verstärken noch abschwächen – sie ist so, wie sie ist. Wenn nun ein Mann auf kräftige Reibung und festen Druck angewiesen ist, dann wird ihm das eine Vagina nicht bieten können. Und das heisst auch, dass der Penis nicht gleich hart sein wird wie bei der Selbstbefriedigung.

Wenn man als Mann gut damit umgehen und auch mit weniger Druck eine starke Erregung spüren kann, dann ist das überhaupt kein Problem. Zu einem solchen wird es erst, wenn man sich unter Druck setzt und meint, dass der Penis immer gleich hart sein müsse.

In dem Fall kann es Sinn machen, mehr Variation in die Selbstbefriedigung zu bringen und zu lernen, den Druck am Penis zu variieren und zu reduzieren und sich auch langsamer und in anderen Positionen – im Stehen oder im Vierfüsser – zu erregen. Je facettenreicher und einfacher die Erregung erreicht wird, desto besser kann der Penis auch beim Paarsex in der Vagina gleich hart bleiben.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Simone Wietlisbach

Die Zugerin stösst mit ihrem Unternehmen Powerhair auf Anklang. Hat sie das Geheimnis der ewigen Haarpracht gelüftet?

Panorama»-Hotel in Feusisberg: Simone Wietlisbach setzt sich ans Fenster und bestellt ein Mineralwasser. Bei der Menüwahl tendiert sie zunächst zu Salat vom Buffet, beim Lesen der Speisekarte lässt sie sich aber zu Zürcher Geschnetzeltem überreden – «eine kleine Portion, das geht immer».

Die 44-jährige Innerschweizerin, zweitjüngstes von fünf Kindern einer Ärztfamilie, weiss quasi von Berufs wegen, was wann, wo, in welchen Mengen und für wen am besten auf den Teller passt. Zu ihrem umfangreichen Job-Portfolio zählt eine Ausbildung als Ernährungsberaterin. Sie führt ein Institut für Gesundheit und Ernährungsberatung, in dem sie ihren Kunden durch individuelle Ratschläge, die Umstellung der Essgewohnheiten und mit dem Fokus auf die Individualität des Stoffwechsels zu einem nachhaltigen Gewichtsverlust und einem besseren Lebensgefühl ver helfe, erklärt sie.

Diese Aufgabe ist mehr Berufung als Beruf: «Der tiefere Sinn des Lebens liegt für mich darin, anderen Menschen zu einer höheren Lebensqualität zu verhelfen.» In diesen Bemühungen traf sie vor einigen Jahren auf eine vierzigjährige Frau, die unter anderem mit dem Wunsch an sie herantrat, fünfzehn Kilogramm abzunehmen. Dabei beklagte sie sich aber auch über ein anderes Problem: «Die Frau hatte ganz schlimmes Haar. Es bestand eigentlich nur noch aus Extensions. Das Deckhaar fehlte fast gänzlich.»

Erstaunliche Entwicklung

Was danach geschah, erklärt Wietlisbach, die letztes Jahr Partners-Group-Mitgründer Urs Wietlisbach geheiratet hat, so: «Auf Wunsch der Kundin und getrieben vom eigenen Forschungsdrang, begann ich mich mit dem Thema Haarverlust auseinanderzusetzen: Ich studierte Fachpublikationen, verglich Studien, suchte nach dem Grund des Haarausfalls – und leitete daraus Behandlungsmöglichkeiten ab.» Auf die Frage, wie diese im Detail aussehen, setzt Wietlisbach ein kryptisches Lächeln auf: «Berufsgeheimnis.» Das Prinzip ihrer Behandlung basiere auf individuellen Mischungen aus Mikronährstoffen: «Sie fördern gesunde Haut, Nägel und



Alles auf eine Karte: Ernährungberaterin Wietlisbach.

Haare.» Auf der Basis ihres breiten Wissens im Bereich Orthomolekulare Medizin konnte sie nachweisen, dass gewisse Lebensumstände, Mangelercheinungen und Wechselwirkungen den menschlichen Stoffwechsel beeinflussen können und sich Haarwachstum auf komplett natürliche Weise regenerieren und fördern lässt.

Behandlungsergebnisse, die Nachfrage der Kundschaft und Mundpropaganda lösten eine erstaunliche Entwicklung aus und führten zur Gründung der Firma Powerhair. Dabei setzte Wietlisbach 2015 alles auf eine Karte und liess ihr Produkt weltweit patentieren und die Marke schützen: «Das kostete mich rund eine

halbe Millionen Franken.» Das Risiko sollte sich lohnen. Seither habe sie über tausend Personen behandelt und einen Erfolgswert von 94 Prozent erreicht, sagt Wietlisbach. Sie hat Kunden auf der ganzen Welt. Für eine dreimonatige Behandlung verrechnet sie 1080 Franken. Eine Kur dauert erfahrungsgemäss ein Jahr.

Der Journalist horcht und staunt. Zwar kommt er als Kunde von Powerhair (noch) nicht in Frage, doch vor dem abschliessenden Espresso im «Panorama»-Hotel in Feusisberg schreibt er sich die E-Mail-Adresse der Powerhair-Zentrale trotzdem auf. Man(n) weiss ja nie.

Thomas Renggli

Röhn nervt

Für den legendären *Spiegel*-Chefredaktor Stefan Aust ist Tim Röhn der Reporter mit dem grössten Potenzial. Was macht ihn so gut?

Henryk M. Broder

Der Mann heisst Röhn, Tim Röhn, ist 34 Jahre alt, verheiratet mit einer Spanierin, die er in Griechenland kennengelernt hat, lebt und arbeitet in Tarifa, einer kleinen Stadt an der Südspitze von Spanien, wo das Mittelmeer und der Atlantik eins werden. Vom Balkon seiner Wohnung in Tarifa aus kann Röhn die Lichter auf der marokkanischen Seite der Strasse von Gibraltar sehen. Nirgendwo sonst liegen Europa und Afrika näher beieinander.

Von zwei kurzen Gastspielen beim *Spiegel* abgesehen, ist Röhn seit bald zehn Jahren als Reporter für die *Welt* unterwegs, in Asien, Afrika, Südamerika, Kuba und Malta, an den Aussengrenzen der EU, wo die Flüchtlinge an- und nicht weiterkommen. Manche seiner Kollegen in der Redaktion der *Welt* halten Röhn für ein Phantom, weil sie ihn noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, andere meinen, der Name sei ein Pseudonym für ein ganzes Reporterteam, denn Röhn schreibt viel, schnell und vor allem gut – sehr gut.

Ich habe ihm ein paar Tage über die Schulter geschaut, und es kam mir vor, als würde ich Egon Erwin Kisch bei der Arbeit zusehen, der sein Notizbuch gegen ein iPhone und einen Laptop eingetauscht hat. Wo kommt so ein Talent her?

Stadionsprecher in Solingen

Wie so oft – aus «kleinen Verhältnissen». Röhns Vater hatte Kfz-Mechaniker gelernt, seine Mutter arbeitete als Sekretärin in einer evangelischen Gemeinde. Damit aus dem Jungen was wird, schickten ihn seine Eltern auf ein Gymnasium in Solingen, wo er sich langweilte und im Alter von vierzehn Jahren eine «inoffizielle Homepage» für den 1. FC Union Solingen in das damals noch junge Internet stellte. Obwohl er den Vorstand des Fussballklubs heftig attackierte, durfte er zu den Auswärtsspielen im Mannschaftsbus mitfahren. So wurde ihm zum ersten Mal bewusst, «dass man nicht nett sein muss, um respektiert zu werden». Nach seiner Beförderung zum Stadionsprecher bei den Heimspielen des 1. FC Union wurde die Fachwelt auf ihn aufmerksam.

Das Fussballmagazin *11 Freunde* schrieb über ihn («Tim im Stimmbruch»), dann wollten auch



«Fast schon eine bedrohte Art»: Publizist Aust.

Stefan Aust, 75, gründete *Spiegel*-TV und war von 1994 bis 2008 *Spiegel*-Chefredaktor. Unter anderem schrieb er auch den Bestseller «Der Baader-Meinhof-Komplex». Seit 2014 ist er Herausgeber und Chefredaktor der *Welt*. Über Tim Röhn sagt er: «Röhn betreibt genau die Art von kritischem, unabhängigem und Recherche-orientiertem Journalismus, der schon fast eine bedrohte Art geworden ist.»

Sat 1 und WDR Interviews haben. Er sei «nicht mehr richtig in die Schule gegangen», habe kleine Sportgeschichten für das *Solinger Tageblatt* geschrieben «und viel Blödsinn» gemacht, sodass er in der elften Klasse sitzenblieb und die Schule wechseln musste, an ein Gymnasium in Leichlingen, «das einzige, das mich nehmen wollte».

Parallel zur Schule absolvierte Tim Röhn zwei Praktika, bei der *Bild* und beim *Spiegel* online; dermassen gehärtet, machte er bei der Online-Ausgabe der *Rheinischen Post* als Pauschalist weiter und nebenbei auch das Abitur.

Der Anfang seiner Karriere als Reporter war wenig glamourös, aber aufregend. Es ging immer bergauf, und «wenn eine Tür zuging, ging eine andere auf». Für einen jungen Reporter war es «ein Traum», mit der Mannschaft von Bayern München ins Wintertrainingscamp nach Katar fliegen

zu dürfen. Es war auch eine Lehre über «die Macht der Bayern» und was einem Reporter widerfährt, der nicht so berichtet, wie es der Vereinsvorstand gerne hätte. Am Ende der Reise, erinnert sich Röhn, sei er «mit allen verkracht» gewesen, aber eben auch um viele Erfahrungen reicher.

Röhns Leib-und-Magen-Thema ist Korruption: im Sport, in der Politik, im Alltag. Mit seinen Berichten über die Fifa trug er wesentlich zum Sturz von Sepp Blatter bei. Nach der Ermordung der maltesischen Journalistin Daphne Caruana Galizia im Oktober 2017 führten seine Recherchen im Mafiamilieu der Inselrepublik immerhin dazu, dass sich die maltesische Justiz der Sache etwas intensiver annahm, als sie es in solchen Fällen sonst tut.

Sein drittes Auge

Seit etwa einem Jahr ist er Corona auf der Spur. Anfangs, erinnert er sich, sei er «wie gelähmt» gewesen angesichts der Berichte aus den Corona-Hotspots, der Inzidenzen und der Todeszahlen und habe «alles geglaubt, was die Politik den Leuten erzählte». Inzwischen stellt er alles in Frage, bis auf die Tatsache, dass es das Virus gibt.

Röhn muss ein drittes Auge haben. Als vor kurzem der Genesenenstatus klammheimlich von sechs auf drei Monate verkürzt wurde, war er der Erste seiner Zunft, der die Änderung publik machte. Der amtierende Gesundheitsminister Karl Lauterbach war darüber *not amused* und machte das ihm unterstellte Robert-Koch-Institut für die Kommunikationspanne verantwortlich. So ging das eine Weile hin und her.

Röhns Methode ist ganz einfach: Er nervt. Will er etwas wissen, ruft er den zuständigen Minister beziehungsweise dessen Pressesprecher an oder schickt eine E-Mail. Bekommt er keine Antwort, ruft er wieder an oder schickt eine weitere E-Mail. In der Form höflich, in der Sache gnadenlos. Fällt die erbetene Stellungnahme als Wischiwaschi aus, stellt er den Vorgang auf Twitter online. Worauf die Gegenseite in der Regel ein klärendes Gespräch anbietet.

«Den Leuten auf die Nerven zu gehen, macht mir einen Riesenspass», sagt Tim Röhn, «ich würde es auch ohne Bezahlung machen.»



«Man muss nicht nett sein, um respektiert zu werden»: Journalist Röhn in seiner Wahlheimat Tarifa.

Nik Hartmann, Fernsehstar

Der 49-jährige Moderator würde sich gerne den Bart rasieren, traut sich aber nicht; im Traum kommt er sich manchmal vor wie im Film «Inception».

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Nik Hartmann: Alle Menschen, die Angehörige pflegen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Hartmann: Am Rücken.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Hartmann: Ja.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Hartmann: Davor, nicht zu genügen.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Hartmann: Im April, ich hatte zu viel um die Ohren.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Hartmann: Wenn sie all das kann, was ich nicht kann.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Hartmann: Mit dem Brustton der Überzeugung: Keine(r) – das regelt sich ja meist von alleine.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Hartmann: Eine junge Frau sollte in den Bundesrat kommen.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren Freunden genannt?

Hartmann: Ich bin rundherum der Nik.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Hartmann: Dass es auch liebe Chefs geben kann.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Hartmann: Ich denke und wähle meist liberal.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Hartmann: Ja.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Hartmann: Vor kurzem – ich habe es aber nirgends eingetragen, darum weiss ich es nicht exakt.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Hartmann: Ein Taschenmesser.

Weltwoche: Welcher Traum lässt Sie nicht los?

Hartmann: Ich habe oft einen Traum, in dem ich träume, dass ich wach im Bett liege, und ich versuche dann krampfhaft, aus diesem Traum zu erwachen. Bisschen wie im Film «Inception».

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Hartmann: Ich würde gerne mal wieder den Bart abrasieren, tue es aber nicht, weil ich mich nicht getraue.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Hartmann: Carla – die kennt man ja.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Hartmann: Keine illegalen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Hartmann: Den kriege ich regelmässig von meiner Frau: «Entscheide dich für das, was uns allen guttut.»

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Hartmann: Ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Hartmann: Weil ich selbst nicht über das Menü am Familientisch entscheiden kann und will.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Hartmann: Tiktok-Verbot für über Fünfzigjährige.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Hartmann: Ja, Fische.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Hartmann: Meine Familie.

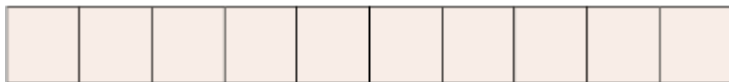
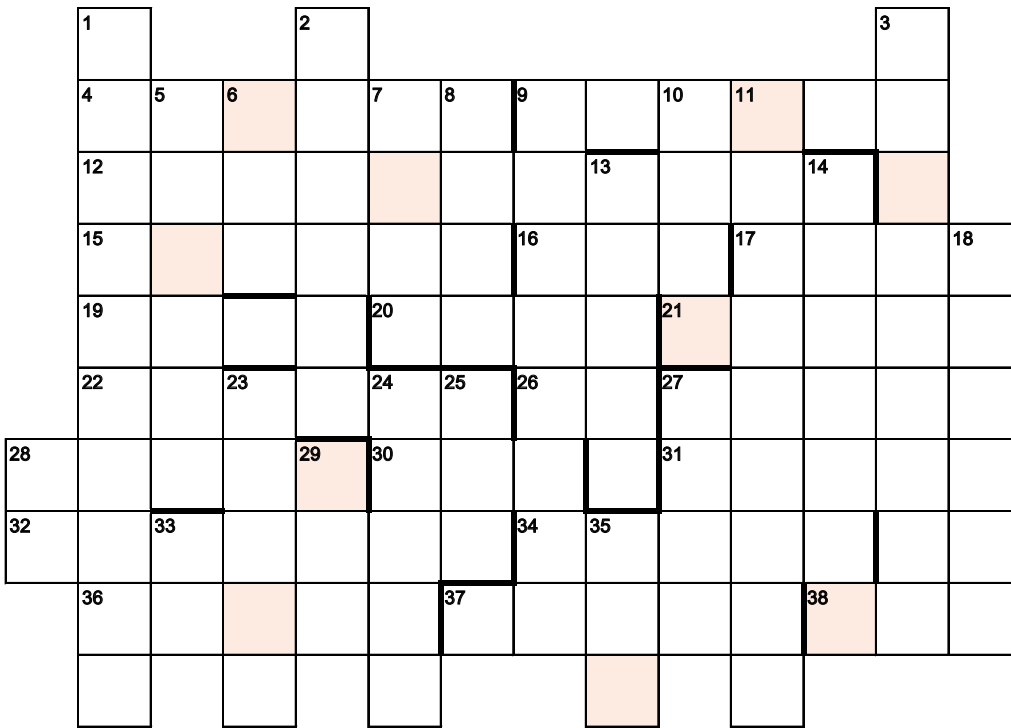
Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Hartmann: Immer am Samstagnachmittag.



«Ich denke und wähle meist liberal»: Moderator Hartmann.

Nik Hartmann war jahrelang eines der beliebtesten Gesichter beim Schweizer Fernsehen. Jetzt moderiert er die neue Koch-Show «Masterchef Schweiz». Die Sendung wird ab 14. Februar immer am Montag um 20.15 Uhr auf 3+ ausgestrahlt.



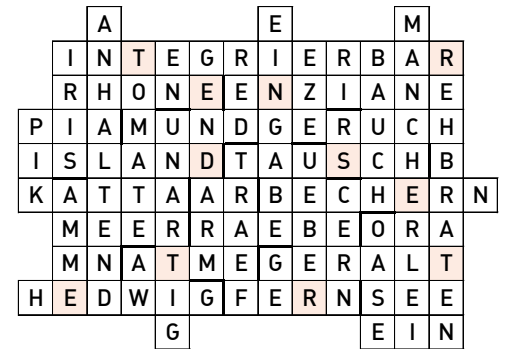
Lösungswort — Zustand eines Spukschlusses?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 was diese tun, wo sie nicht schwimmen können 9 fischige Aufforderung, ändern auf die Nerven zu gehen 12 kann man, wenn ein Leerzeichen drinliegt, auch aus Karotten machen 15 einstiger Gentleman Host 16 geräuschempfindlicher Teil der Bohrmaschine 17 kostete seinerzeit etwa 2,2 Gulden oder 1376 Groschen 19 Hosenträger-Ende in Tschechien und Ungarn 20 Zentrum von Hinwil 21 dort gedeihen Nepotismus und Mücken 22 nie oder zumindest nicht mehr 26 damit beginnt Breakdance 27 gedeiht auf italienischem Boden 28 Liegt in der Karnivornatur 30 deutsche Variante des bekannten Genfer Salons 31 diesen Vornamen trägt der «Vater» von Barry und Sting 32 was eine Braut ihrem Bräutigam einbringt oder wie sie ihn schnellstmöglich wieder loswird 34 zieht man, wenn man schleunigst von dannen zieht 36 spenden auch sehr grosszügige Menschen nur im Notfall 37 wenn nicht glänzend, dann wohl nicht liquid 38 z. B. 31 waagrechts Rudolph

Senkrecht — 1 Kokslinie in Kreisform? 2 Standard für Toiletten? 3 was im Fall eines Dachschadens vielleicht Schaden nimmt 5 Ursprung der Angelsachsen 6 Verhältnis, das sich hierzulande auch mit dem Coronavirus herumschlagen muss 7 kennt man sowohl singend als auch stumm 8 klassischer Röhren-Inhalt 9 weisses Geschoss und ... 10 ... Wassersportutensilien ennet dem Kanal 11 Kletterkünstlerin 13 Hüter von Doppelkurven? 14 frisst Strom und angeblich auch Socken 18 zusammengekürzte Originalfassung 23 in Magenta enthalten, in Cyan und Gelb aber nicht 24 Teil des Winkelschleifers, lässt sich auch mit andern Werkzeugen zeigen 25 ist in guter Güte bekanntlich teuer 27 personifiziert die grüne Insel 28 sagt sich ganz entspannt 29 für diese Stiftung wird scheinbar auf verplombten Lastwagen geworben 33 bedeutet dort dich 35 iss in der in der ISS üblichen Sprache

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 753



Waagrecht — 4 INTEGRIERBAR 13 RHONE 14 ENZIANE 15 UtoPIA 16 MUNDGERUCH 19 ISLAND 20 TAUSCH 22 KATTA 24 AR (d.t.d. f. Are / Appenzell Ausserrhoden) 25 BECHERN 27 MEER 28 RAEBE 29 ORA 30 HemMNissen 31 ATME (Anagramm) 32 GERALT von Riva (Fantasy-Held v. A. Sapkowski) 33 HEDWIG (Eule v. Harry Potter) 34 KoffERN 35 SEE 36 EINem VerEIN

Senkrecht — 1 ANHALTEND 2 EINGABE 3 MANCHERLEI-denschaft 4 IRIS (griech. Göttin des Regenbogens) 5 TOMATE (to mate = engl. f. sich paaren) 6 EN 7 GENDARM 8 RED Bull/Fox 9 (G)EZEter 10 RI 11 BAUCH 12 REHBRATEN 15 (E)PIK 17 UNARTIG 18 RS (Rekrutenschule) 20 TRAEF (Holz am Hornusserstecken) 21 UEBERflüssig 23 (K)AMMER 26 CERN 29 OASE 31 AW (Antwort; v. einigen Mail-Programmen i. dt. Sprachraum anstelle v. Re verwendet) 32 GE

Lösungswort — **TRENDSETER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



WE MEASURE

GRAVITY
BEAUTY
PRECISION
WILLPOWER
BRAVERY



RECORDING OLYMPIC DREAMS SINCE 1932

Zeit ist nur eine Seite der Medaille. Bei den Olympischen Winterspielen in Peking 2022 wird OMEGA jeden Bruchteil dessen messen, was echten Sportsgeist ausmacht. Als Offizieller Zeitnehmer haben wir 90 Jahre lang miterlebt, wie die entschlossensten Athletinnen und Athleten ihre Träume verwirklicht haben. Ihr Mut, ihre Klasse und Präzision bestehen fort, und wir sind mehr als bereit, noch viele weitere von ihnen aufzuzeichnen.

